

E 51125
nr. 256

April 2021 | 4 Euro
Freies Geistesleben
Urachhaus

a tempo

Das Lebensmagazin

im gespräch

BARBARA BLEISCH
Vom Gegenglück
des Denkens

OFFENE MAUERN
Unterwegs in Transsylvanien

**LEBEN MIT
DEM SCHÖPFERISCHEN**



Kann jemand, den man liebt, für immer verschwinden?



Dolf Verroen

Traum opa

Mit farbigen Illustrationen von Charlotte Dematons.

Aus dem Niederländischen von Rolf Erdorf.

44 Seiten, gebunden | ab 6 Jahren | € 15,- (D)

ISBN 978-3-7725-2855-2 | www.geistesleben.com

Jetzt neu im Buchhandel!

Thomas ist bei seinen Großeltern zu Besuch, als sich sein Opa einfach im Schlaf aus dem Leben verabschiedet. Wird er nun seinen Opa vergessen, fragt sich Thomas etwas bange – seinen Opa, der immer von seinen wunderbaren Träumen zu erzählen wusste?! Dann beginnt Thomas selbst von seinem Opa zu träumen ...

Dolf Verroen und Charlotte Dematons schaffen in Worten wie in Bildern ein Kleinod menschlicher Verbundenheit – selbst über die Grenzen des Todes hinweg.



Freies Geistesleben : Bücher, die mitwachsen

WO KOMMST DU HER?

Am Vorabend meiner Einbürgerung ging ich durch die Stuttgarter Innenstadt und ertappte mich nachsinnend über die Fragen: Wo kommst du her? Wo willst du hin? Wo bist du zu Hause?

Die erste Frage stelle ich gerne, wenn ich gelegentlich im Taxi fahre. Es ist zwar eine Frage, die nicht mehr so ohne Weiteres gestellt werden darf, aber, da ich selbst ein Einwanderer und nur zur Hälfte ein Weißer bin, erlaube ich mir, sie dem Fahrer – es sind ja zumeist Fahrer, die mich befördern – zu stellen. Es interessiert mich, wie einer, der augenscheinlich oder hörbar nicht ursprünglich Deutscher ist, nach Deutschland gekommen ist – so wie ich, der ich in London geboren und aufgewachsen bin, der Liebe wegen nach Deutschland kam. Seit vierzig Jahren lebe ich nun in Stuttgart, hatte aber bereits einige Jahre zuvor bei meinem ersten Besuch in dieser Stadt, oben auf der Haußmannstraße stehend mit dem Blick hinunter auf die Innenstadt, die Empfindung: Hier würde ich auch gerne leben!

In die zwei Städte meiner Kindheit und Jugend, London und Paris, fahre ich immer wieder gerne, wenn sie auch für mich kein Zuhause mehr sind oder gar sein könnten. In die Stadt meiner Tante und des Klosters San Marco mit den Fresken Fra Angelicos, Florenz, fahre ich auch gern und wäre auch gern auf den Spuren Giovanni Bellinis in Venedig oder El Grecos in Toledo unterwegs. Spanien wie auch Portugal, insbesondere angeregt durch die sprachmächtigen, sehnsuchtsvollen Dichtungen des niederländischen Schiffszurtes Jan Jacob Slauerhoff, der sich in Portugal so zuhause fühlte, bleiben mir noch Fernziele. Zuhause fühle ich mich zunächst tatsächlich in Stuttgart. Hier arbeite ich. Hier wurden meine Kinder geboren. Hier lebte ich vierunddreißig Jahre lang mit meiner inzwischen verstorbenen Frau Susanne. Aber auf einer anderen Ebene muss ich feststellen, dass ich mein noch länger währendes Zuhause in der Waldorfschule und bei meinen französischen, Literatur liebenden Großeltern entdeckte: in den vielen Geschichten, die erzählt oder durch Bücher vermittelt wurden. Und solange ich mich mit der Möglichkeit der Vertiefung in Romane und Geschichten, durch die um mich versammelten Bücher, umgeben kann, werde ich ein Zuhause haben. Das Gefühl davon ist allerdings so stark, dass ich mich wieder mal nachsinnend ertappe, etwas bangend auf das Leben nach dem Tod zu blicken, denn dort werde ich keine Bücher mehr um mich haben. – Welche Geschichten werde ich dann hören oder «lesen» können ...

Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, wünsche ich im Monat des Welttags des Buches noch viele vergnügliche Stunden im Zuhören oder Lesen einer Geschichte!

Von Herzen grüßt Sie, Ihr

Jean-Claude Lin.

Jean-Claude Lin

Liebe Leserin,
lieber Leser!



editorial 03

Wo kommst du her?

von Jean-Claude Lin

im gespräch 06

Vom Gegenglück des DenkensBarbara Bleisch im Gespräch
mit Doris Kleinau-Metzler

thema 12

Leben mit dem Schöpferischen

von Jean-Claude Lin

augenblicke 14

Offene Mauern

von Lou Bertalam (Text & Fotos)

herzräume 20

Kurz woanders

von Brigitte Werner

erlesen 21

Michael Krüger**«Mein Europa. Gedichte
aus dem Tagebuch»**

gelesen von Christian Hillengaß

mensch & kosmos 22

Denken wie ein Wassermann

von Wolfgang Held

alltagslyrik – überall ist poesie 23

Die Ofenkachel und das Sieb

von Christa Ludwig

kalendarium 24

April 2021

von Jean-Claude Lin

was mich antreibt 27

Glückskeksantrieb

von Christa Ludwig

unterwegs 28

Werde ein Mensch mit Initiative

von Daniel Seex und Jean-Claude Lin

kindersprechstunde 30

Gesund bleiben in einer veränderten Welt

von Dr. med. Karin Michael



32 blicke groß in die geschichte

Der ewige Empereur

Zum 200. Todestag von Napoleon

von Konstantin Sakkas

34 von der rolle

Romeo und Julia außer Atem

Der Film «Du mich auch»

von Elisabeth Weller

35 hörenswert

Charles Ives: Ein Pionier der US-Musik

von Thomas Neuerer

36 wundersame zusammenhänge

In den Fallstricken der Sprache

von Albert Vinzens

38 literatur für junge leser

Ulf Stark: «Die Ausreißer»

gelesen von Simone Lambert

39 mit kindern leben

Aprillaune

von Bärbel Kempf-Luley

und Sanne Dufft

40 sehenswert

«Neues aus der Welt»

gesehen von Konstantin Sakkas

41 eine seite lebenskunst

Gebülmte Eier

von Kathrin Bender

42 sudoku & preisrätsel

43 tierisch gut lernen

Wenn's das Leben fordert ...

von Renée Herrnkind

und Franziska Viviane Zobel

44 empfehlen sie uns

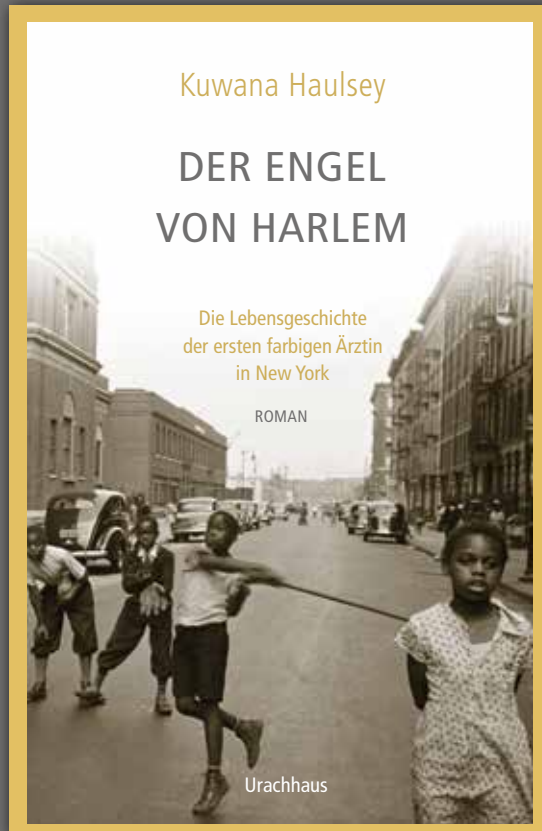
45 suchen & finden

46 ad hoc | impressum

Ein neues Schiff

von Karin Kontny

Black Lives Matter



May Chinn träumt davon, Pianistin zu werden. Aber in den 1920er-Jahren ist es unmöglich, sich als Farbige in New York zu behaupten. Als ihr ein erzkonservativer Professor verdeutlicht, dass sie keine Chance auf eine große Karriere hat, studiert sie Medizin. Auch hier wird sie mit heftigem Widerstand konfrontiert – und doch gelingt es ihr, die erste schwarze Ärztin New Yorks zu werden.

Kuwana Haulsey hat dem faszinierenden Leben der Ärztin May Edward Chinn (1896–1980) ein poetisches Denkmal gesetzt – ein Leben des leidenschaftlichen Kampfes für die Rechte der Frau und der schwarzen Minderheit.

Kuwana Haulsey
Der Engel von Harlem
Roman
Aus dem Amerikanischen von Dieter Fuchs
416 Seiten, Klappenbroschur
€ 20,- (D) | ISBN 978-3-8251-5276-5
☞ Auch als eBook erhältlich!
Jetzt neu im Buchhandel!

»Es sind Frauen wie May Chinn, die durch ihre Beharrlichkeit und ihren Mut die Dinge in der Welt voranbringen. Dieser wunderbare Roman setzt ein deutliches Ausrufezeichen.«

LovelyBooks

»Dank des eindringlichen, plastisch gestalteten Textes hat man den Eindruck, diese lebhaft, intelligente und wunderbare Frau schaue einen von jeder Seite des Buches aus an.«

Black Issues Book Review

»Ein außergewöhnliches Leben – dargestellt in einer außergewöhnlichen, poetischen Sprache.«

Washington Post

VOM GEGENGLÜCK DES DENKENS



oder «Nachher ist man immer klüger ...»

Barbara Bleisch

im Gespräch mit Doris Kleinau-Metzler

Frühling ist's. Mehr als sonst hebt es meine Stimmung, wenn ich raus in die Natur gehe, dem Hamsterrad der Gewohnheiten entkomme, die neuesten Nachrichten über Corona nicht kommentiere. Am besten klappt's, wenn ich statt des Pauschalen «Frühling, das Wachsen und Werden ...» genau hinschaue, was da aus dem Boden kommt, sich an kahlen Ästen zeigt, im Himmel bildet ... So vorausträumend (der Beitrag entstand ja noch im ausklingenden Winter) bin ich mitten in den Themen, die ich mit der Schweizer Philosophin Barbara Bleisch besprochen habe. Philosophierend schaut sie hinter die Kulissen – statt von Weisheit spricht sie lieber von der «Liebe zur Klarheit, zur Genauigkeit». Sie schwebt nicht über dem Alltag, sondern hat die Fähigkeit, Fragen, die uns alle mehr oder weniger beschäftigen, versiert und verständlich zu erklären. So ist sie auch eine genaue Fragestellerin und gute ZuhörerIn in der SRF- und 3sat-Sendung «Sternstunde Philosophie», zudem im Internet zu erleben und als Autorin zu erlesen. www.barbarableisch.ch

Doris Kleinau-Metzler | Liebe Frau Bleisch, warum studierten Sie eigentlich Philosophie? Ihre für eine Philosophin eher ungewöhnlichen Buchthemen über *Weltarmut und Ethik*, *Warum wir unseren Eltern nichts schulden* und *Kinder wollen* verwundern auf den ersten Blick.

Barbara Bleisch | Zunächst habe ich einen anderen Studienweg eingeschlagen, aber im dritten Studienjahr in Tübingen wurde mir klarer, dass mich die Philosophie und Ethik am allermeisten interessieren. Vielleicht hängt es mit meinem Großvater zusammen, der Augenarzt war, aber mit 50 begann, Philosophie zu studieren. Auch wenn ich das als Kind wohl nicht so richtig mitbekommen habe, war er doch sehr faszinierend für mich – in seinem Zimmer stand ein Skelett, es gab Versteinerungen, ein Teleskop und eine Riesensammlung. Er war an so vielem interessiert, konnte ganz in Büchern versinken. Als ich später selbst Philosophie studiert habe, ist er immer mehr in eine Demenz abgeglitten – und unsere Gespräche drehten sich nun fast immer im Kreis. Irgendwie war es auf eine ganz spezielle Art und Weise auch interessante Philosophie. In der Demenz kommen ja viele uns selbstverständliche Wirklichkeiten abhandeln.

DKM | Vereinfacht oder beruhigt die Philosophie nicht unser Alltagsleben mit seinen Hochs und Tiefs, wenn wir uns damit beschäftigen?

BB | Viele Leute denken, die Philosophie hätte etwas Tröstliches. Aber sie ist eigentlich in erster Linie ein skeptisches Unterfangen, ein Zweifel an scheinbar Selbstverständlichem. >

- › Weil sie hinter die Phänomene blickt und alles hinterfragt, ist sie auch die Kunst der Genauigkeit. Genau zu sein kann alles noch komplizierter machen, weil man immer mehr Unterschiede bemerkt. Die Dinge denkend zu ordnen, schenkt aber auch Klarheit. Der Dichter Gottfried Benn verwendet dafür den Begriff «Gegenglück Geist». Gegen die Komplexität der Welt, gegen das Ausgeliefertsein an all das, was wir nicht verstehen, setzt er das eigene Denken. Manchmal prasselt das Elend der Welt auf uns herein, die Welt scheint uns verworren, dunkel – gerade in dieser Zeit der Pandemie. Philosophieren kann dabei helfen, die Dinge auf Distanz zu bringen, indem wir sie durchdenken.

Der Philosoph Helmuth Plessner hat den Menschen als «Exzentriker» beschrieben: Während andere Wesen ihr Leben einfach zubringen, geht der Mensch zu diesem Leben auf Distanz. Er denkt also über sich und sein Leben nach und sorgt so dafür, dass er nicht einfach durchs Leben stolpert. Aber nicht immer hilft Nachdenken weiter. Nehmen wir zum Beispiel *Candide* des französischen Philosophen Voltaire: Der Held der Geschichte reist durch die Welt und versucht sie zu verstehen. Vieles bleibt unfassbar für ihn, auch das furchtbare Erdbeben, das 1755 Lissabon zerstörte und bis zu 100.000 Todesopfer forderte. Die Frage nach der Theodizee – wie Gott gerechtfertigt werden kann, wenn er so etwas zulässt – ist das eigentliche Thema des Buches. *Candide* scheitert in seinem Ansinnen, die Welt vernünftig zu begreifen. Das Buch schließt mit der Einsicht: Man muss seinen Garten pflegen.

DKM | Und damit etwas im Garten wächst, sind regelmäßige Pflege und der richtige Zeitpunkt wichtig, aber auch Warten-Können. Doch die andere Realität holt uns oft ein, täglich in den Nachrichten lesen und sehen wir viel Not, Flüchtlinge, Hungernde, Kriege. Wie sollen und können wir damit umgehen, außer resignierend den Kopf zu schütteln?

BB | Das resignierte Kopfschütteln, das Sie beschreiben, ist unter anderem Ausdruck unserer «Verantwortungs-

diffusion». Wir sehen die Not und sind überzeugt, dass diese Menschen ein Anrecht auf Hilfe haben. Doch unser eigener Beitrag scheint uns wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Die meisten teilen das diffuse Gefühl, man sollte etwas tun, aber niemand fühlt sich wirklich in der Pflicht. Ganz anders bei Elend und Unglück in unserer nahen Umgebung. Wenn beispielsweise jemand vor unseren Augen stürzt, versuchen wir zu helfen

» Freiheit ist kein Freipass, zu tun und zu lassen, was uns beliebt ... Freiheitsrechte gehen immer einher mit der Aufgabe, diese Rechte auch verantwortlich zu nutzen.

und fühlen uns selbstverständlich verantwortlich. Aber wenn es um globale Armut oder um den Klimawandel geht, fehlt dieser konkrete anschauliche Bezug. In meinem Buch *Pflichten auf Distanz* bin ich diesem Problem auf den Grund gegangen und habe für einen Pflichtenpluralismus argumentiert: Wir sollten uns durchaus zur Hilfe verpflichtet fühlen und, wenn wir können, etwas von unserem Reichtum abgeben. Außerdem kön-

nen wir unsere Macht als Konsumenten nutzen und nachhaltigen fairen Handel unterstützen. Vor allem aber haben wir eine Pflicht, uns für eine Reform der politischen Institutionen zu engagieren, sodass sich die Verantwortungsdiffusion in eine klare Arbeitsteilung wandelt. Der moderne Sozialstaat hat genau dies geschafft: Die Verantwortungsdiffusion wurde reduziert, weil wir die Hilfspflicht an den Staat delegierten.

DKM | Um ein Spannungsfeld rund um Verantwortung, aber auch Freiheit, geht es in den letzten Monaten im Zusammenhang mit staatlichen Maßnahmen gegen die Pandemie.

BB | Freiheit ist kein Freipass, zu tun und zu lassen, was uns beliebt. Dazu ein Beispiel: Ihr Auto gehört allein Ihnen. Wenn ich kein Auto habe, mein Kind aber verunfallt und ich dringend ins Krankenhaus mit ihm muss und Sie frage: «Darf ich kurz Ihr Auto benutzen?», dann haben Sie als Besitzerin des Autos selbstverständlich das Recht zu sagen: «Nein!» Moralisch gesehen wäre das aber ein höchst kritikwürdiger Gebrauch Ihrer Freiheitsrechte. Anders gesagt: Freiheitsrechte gehen immer einher mit der Aufgabe, diese Rechte auch verantwortlich zu nutzen.

Übertragen auf die Pandemie und Frage etwa nach der Impfung: Es ist natürlich Ihr gutes Recht zu entscheiden, was mit Ihrem Körper gemacht werden darf und was nicht. Es gehört zum Recht auf körperliche Integrität, dass Sie niemand zu einer Impfung zwingen darf. Moralisch dagegen glaube ich durchaus, dass es richtig ist, sich zu fragen: Was schulde ich meinen Mitmenschen? Sollte ich nicht zu einer Impfung bereit sein, auch wenn ich selbst nicht zur Risikogruppe gehöre, und zwar deshalb, weil sich das Virus mutmaßlich weniger überträgt, wenn auch ich geimpft bin? In einem liberalen Rechtsstaat legen wir viel Wert darauf, dass der Staat sich nicht in unsere intimsten Dinge einmischt. Zu Recht! Das heißt aber nicht, dass wir, moralisch gesehen, alles tun dürfen, was wir wollen. Freiheit entlastet nicht davon, Verantwortung zu übernehmen. Ganz im Gegenteil: Freiheit verpflichtet!





»» An meinem Schrank hängt eine Karte, auf der steht: «Nachher ist man immer klüger. Man sollte gleich nachher leben.» Fehler und Irrtum gehören zum Leben dazu, es gibt keine Abkürzung zum Nachher.

» DKM | Moral hat so einen «sauertöpfigen Beigeschmack» für manche Menschen ...

BB | Ich stimme nicht ein in dieses Lied eines grassierenden Moralismus, mit dem behauptet wird, man dürfe heute nichts mehr und müsse dauernd die Moralkeule fürchten. Wir leben in so freiheitlichen Zeiten wie kaum je zuvor. Es herrschen weitgehend Redefreiheit und Religionsfreiheit. Menschen können das Leben leben, das sie wollen: mit Partner oder ohne, mit Kindern oder ohne, auf dem Land, in der Stadt. Teilweise hat sich zugegeben eine Überempfindlichkeit etabliert, die nicht mehr angemessen ist. Die Freiheit von Satire und Kunst ist möglicherweise tatsächlich bedroht. Die meisten haben aber ein Ausmaß an Wahlmöglichkeiten, dass sie ihre Freiheit fast überfordern. Das dürfen wir ja auch nicht vergessen: Freiheit birgt die stete Aufgabe, die Räume, die sie bietet, auch zu gestalten.

DKM | Manchmal ärgert es mich aber auch, wenn andere andere Standpunkte vertreten, anders handeln als ich ...

BB | Freiheit ist nicht denkbar ohne ein großes Ausmaß an Toleranz. Und Toleranz ist kostspielig, denn wir müssen anderen zugestehen, dass ihre Sichtweise auch berechtigt sein kann. Die schlimmsten Fesseln legt uns übrigens meist gar nicht der Staat an, sondern wir einander. Der Philosoph John Stuart Mill schreibt in seinem Buch *Über die Freiheit*, dass wir geknechtet werden von einer «Tyrannei des vorherrschenden Meinens und Empfindens». Wir sind besessen davon, zu vergleichen, zu bewerten und einander im schlimmsten Fall den Mund zu verbieten. Damit droht eine «Tyrannei der Mehrheit», eine Art eingemittete Gesellschaft, in der die Menschen zur Herde degradiert werden, weil keiner auffallen will. Für Mill war deshalb klar, dass wir gerade die exzentrischen Personen in unserer Mitte brauchen.

DKM | Dazu kommt unsere Neigung, viel über die Vergangenheit zu sprechen im Sinne von «die hätten das doch wissen müssen, man hätte anders handeln können, dann wäre ...». Lässt sich da gerade heute noch hoffnungsvoll in die Zukunft blicken?

BB | An meinem Schrank hängt eine Karte, auf der steht: «Nachher ist man immer klüger. Man sollte gleich nachher leben.» Fehler und Irrtum gehören zum Leben dazu, es gibt keine Abkürzung zum Nachher. Vieles haben wir über das Corona-Virus nicht gewusst

und wir tappen weiter im Dunkeln. Das ist mühsam, gerade weil wir gewohnt waren, dass alles wie am Schnürchen lief und planbar war. Jetzt stecken wir in einer Krise. Mich stört, dass diese Krise gleich wieder pädagogisch ausgeschlachtet wird: Werden wir nun die Wirtschaft umkrempleln, die Klimakrise lösen, weil wir gesehen haben, dass es anders geht? Wir sind an einem falschen glühenden Punkt, um bereits übers Danach zu sprechen. Und die Philosophie lehrt auch, dass Krisen manchmal auch einfach ertragen werden müssen, ohne gleich das Gute in ihnen sehen zu wollen.

Ich glaube dennoch, wir können auf bessere Zeiten hoffen. Das heißt nicht, optimistisch zu sein. Der Literaturwissenschaftler Terry Eagleton sagte einmal, Optimisten wie Pessimisten litten unter einer moralischen Hornhautverkrümmung. Optimisten glauben, es werde ohnehin alles gut, ohne wirklich einen Grund für diesen Glauben zu haben. Pessimisten denken, es gehe ohnehin schief, weil sie nicht mit der Gestaltungsmacht des Menschen rechnen. Zu hoffen heißt demgegenüber, gerade nicht zu wissen, ob es gut kommt, und sowohl mit der Möglichkeit des Glückens wie des Scheiterns zu rechnen. Wer hofft, weiß, dass mit der Hoffnung eine Aufgabe einhergeht, nämlich unserer Sehnsucht nach dem Besseren Grund zu verleihen. Ernst Bloch, der große Theoretiker der Hoffnung, hat dazu den schönen Satz geschrieben: Der Hoffende ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern. ■



Die Kunst, Fenster zu öffnen

Gehört es zum Wesen des menschlichen Selbst, dass sein Leben wie eine Geschichte erzählt werden kann? Galen Strawson ist maßlos neugierig, ungemein gelehrt, ohne jede Scheu vor abwegigen, schwierigen oder provokanten Thesen. Selbst wenn man ihm in seinen Anschauungen nicht beipflichten möchte, folgt man seinen Fragestellungen und Argumentationen gespannt, ja belebt und äußerst angeregt!

«Galen Strawson besitzt die seltene Gabe, selbst die komplexesten philosophischen Gedankengänge zu entwirren und überschaubar darzustellen. Wie kein anderer lebender Philosoph schafft er es, Fenster zu öffnen und Lichtschalter anzuknippen.»

Stephen Fry

Galen Strawson
Was mich umtreibt. Tod, Freiheit, Ich ...
 Philosophische Essays
 Aus dem Engl. von Wera Elisabeth Homeyer
 335 Seiten, mit Lesebändchen, gebunden,
 Fadenheftung mit Schutzumschlag
 € 28,- (D) | ISBN 978-3-7725-3016-6
 Auch als eBook erhältlich!
 www.geistesleben.com

OKTAVEN
 Leben Literatur Liebe



LEBEN MIT DEM SCHÖPFERISCHEN

von Jean-Claude Lin

Unser Leben in der Zeit ist so wunderbar wie wunderbar. Es gibt Tage, die zäh und mühevoll sind, an denen wir mit einer Aufgabe kaum voranzukommen scheinen. Andere Tage sind dagegen so erfüllt von Entscheidungen und Ereignissen, dass wir uns am Ende eines solchen Tages wundern, wie wir alles geschafft haben, ja überhaupt uns im Ansturm der Anforderungen halten können.

Jede und jeder von uns hat wohl als Kind erlebt, wie mancher Sonntagnachmittag aus purer Langeweile sich wie endlos in die Länge zog. Oder wir spielten so intensiv mit unseren Nachbarn, dass der Ruf zum Abendbrot uns wie aus einem Traum in die Zeit zurückholte. Nach Stunden gezählt konnte es sich in beiden Fällen um die

gleiche Zeit, die gleiche Anzahl von Stunden handeln: von vierzehn bis achtzehn Uhr. Aber wie verschieden fühlten sich diese «vier Stunden» an! Handelte es sich wirklich um die «gleiche» Zeit?

Es ist zwar wichtig und wohltuend, dass wir das Leben zeitlich der Quantität nach ordnen und begrenzen, dass wir beispielsweise einen Arbeitstag auf acht Stunden begrenzen, statt tagein, tagaus auf sechzehn Stunden zu kommen. Aber noch wichtiger und heilsamer ist es, das Leben zeitlich der Qualität nach zu gestalten. Denn erst im qualitativen Erleben der Zeit werden wir schöpferisch. Dann bringen wir Neues hervor, dann wachsen wir, entwickeln wir uns.

Das Foto zeigt das «Zeitfeld», ein Kunstwerk von Klaus Rinke im Düsseldorfer Volksgarten. «Gepflanzt» zur Bundesgartenschau 1987. Auch in der Kunst gehen nicht alle Uhren gleich ...

Foto: birdys / photocase.de

Wenn wir uns ganz mit dem eigenen Tun verbinden, dann leben wir in einer «Qualität» von Zeit, die ihre «Quantität» wie aufzuheben scheint. Die Zeit des Schöpferischen ist immer Gegenwart.

Mehl und Butter, Zucker und Salz, und Äpfel und Hitze füge ich am Morgen in wohl geordneter Weise zusammen, um einen Applecrumble am Nachmittag meinen Freundinnen bei Kaffee und gemütlichem Plausch zur Pause bei unserem monatlichen Literaturkreis anbieten zu können – das Schöpferische liegt aber im Moment des Ersinnens und Tuns selbst. Das mag eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen – je nach Übung und Temperament – aber tun wir etwas aus Freude zum Tun, spüren wir diese Zeit während des Tuns nicht. Und fragen wir uns, in welcher Welt wollen wir leben?, dann sicherlich in einer, in der wir uns nach Herzenslust «erschöpfen» können. Denn: Im schöpferischen Tun ist es, wie wenn wir voller Freude ausrufen würden: *Hier bin ich! Jetzt lebe ich!* – Das ist das Leben mit dem Schöpferischen.

Wie wunderbar mag uns zunächst der letzte der 52 Sprüche des *Anthroposophischen Seelenkalenders* Rudolf Steiners vorkommen, wenn wir bedenken, dass dieser letzte Wochenspruch für die Zeit der Karwoche geschrieben ist. Da in diesem geisteswissenschaftlich-künstlerischen Zyklus von 52 Sprüchen jeder Spruch für eine der 52 Wochen eines Jahres gedacht ist, deren erste Woche mit Ostersonntag beginnt, entspricht der 52. Spruch der Vor-Osterwoche, also der Karwoche, in der die Christenheit die Passion, die Kreuzigung und den Tod Christi gedenkt, bevor seine Auferstehung am Ostersonntag gefeiert werden kann. In diesem 52. Spruch ist aber gar nicht von Leiden und Tod die Rede, sondern von Leben und Kraft:

Wenn aus den Seelentiefen
Der Geist sich wendet zu dem Weltensein
Und Schönheit quillt aus Raumesweiten,
Dann zieht aus Himmelsfernen
Des Lebens Kraft in Menschenleiber
Und einet, machtvoll wirkend,
Des Geistes Wesen mit dem Menschensein.

Es gibt Zeiten in unserem Leben, da wir uns wie ausgebrannt empfinden, in denen alle Kraft zum Schöpferischen uns unwiederbringlich verloren vorkommt. Dann können wir uns diesem 52. Spruch des *Seelenkalenders* zuwenden und eine ganz andere Seite des Geschehens der Karwoche innewerden. Wir können uns selbst so wenden, dass neues, schöpferisches Leben in unser Dasein hier auf Erden einzieht. Ja, auch dieses Wunder können wir erleben im Garten der Zeit. ■

Jean-Claude Lin

Im Garten der Zeit

Leben mit dem Schöpferischen



Nichts berührt uns so sehr als Menschen wie die Wahrnehmung des Vergänglichen, die Zeit. Was aber ist die Zeit? Wie können wir schöpferisch mit der Zeit leben? Wie lernen wir die Ordnungen des Schöpferischen erkennen und mitgestalten?

«Vielleicht sind wir, wenn wir im Älterwerden das Vergehen der Zeit beklagen, nicht mehr ganz beim Leben dabei. Vielleicht sind diejenigen, für die die Zeit scheinbar nicht existiert, auf eine uns noch rätselhafte Weise ganz bei sich. Der Mensch hat denkend diese spannungsreiche Möglichkeit: bei sich und bei der Welt zu sein – im Fluss der Zeit.»

Jean-Claude Lin

Im Garten der Zeit

Leben mit dem Schöpferischen.

Herausgegeben von Jean-Claude Lin.
Mit Beiträgen von Georg Dreißig, Ormond Edwards, Ruth Ewertowski, Sebastian Hoch, Maria A. Kafitz, Christiane Kutik, Simone Lambert, Lorenzo Ravagli, Johannes W. Schneider, Albert Vinzens und Valentin Wember.

falter 51 | 176 Seiten, mit 12 Fotografien von Wolfgang Schmidt, Leinen mit Schutzumschlag
€ 19,- (D) | ISBN 978-3-7725-3451-5
☺ Auch als eBook erhältlich!
www.geistesleben.com | Jetzt neu im Buchhandel!

**falter : Bücher für den Wandel
des Menschen**



OFFENE MAUERN

Bei Transsylvanien denken manche sofort an Blut und Knoblauch, an ein finsternes Schloss in undurchdringlichen Bergwäldern. Aber eigentlich ist es das Land «Jenseits der Wälder», wie es die römischen Eroberer nannten. Seine prägenden Landschaften sind sanfte, mit Steppenrasen bewachsene Lösshügel, die eher an Tolkiens Auenland als an Bram Stoker denken lassen. Transsylvanien heißt auf Deutsch «Siebenbürgen». In dieses sagenumwobene Land, in dem ich aufgewachsen bin, reise ich zusammen mit meinem langjährigen Freund und Regisseur Uwe.

von Lou Bertalan (Text & Fotos)

Unser Quartier für die nächste Woche ist das Elimheim in Michelsberg, einem Dorf nahe Hermannstadt (rumänisch: *Sibiu*). Es ist ein Erholungsheim der evangelischen Kirche und von dessen großer Terrasse hat man einen herrlichen Blick auf die 2500 m hohen Südkarpaten. Nach einem ausgiebigen Frühstück und bei sehr angenehmen Temperaturen steigen wir als Erstes zur Burg hinauf. Die romanische Kirche der Michelsberger Burg ist eine der ältesten deutschen Wehrkirchen in Siebenbürgen. Anfang des 13. Jahrhunderts gebaut, mit mächtigen Mauern und ohne Turm. Innerhalb der Burg liegen vereinzelt zentnerschwere Steinkugeln, teils halb vergraben: Diese sollen in früheren Zeiten von den Bräutigamen am Hochzeitstag den ganzen Berg hochgerollt worden sein, als Beitrag zum Verteidigungsarsenal der wehrhaften Bauern und Handwerker.

Wie kam es dazu, dass in diesem Landstrich nicht nur sieben, sondern annähernd 150 Wehrburgen entstanden, mehr als sonst wo in der Welt? Quasi jedes Dorf hat seine Burg rund um die Kirche, weshalb man sie gemeinhin Kirchenburgen nennt. Etliche davon gehören mittlerweile zum UNESCO-Weltkulturerbe.

Nun: Vor fast 900 Jahren rief der ungarische König Geisa II deutsche Siedler in die Gegend, sie sollten das Land gegen marodierende Reiterhorden aus dem Osten sichern. Es kamen zum großen Teil Moselfranken, daher ähnelt der hier gesprochene Dialekt, das «Siebenbürgisch Sächsische», stark dem heutigen Luxemburgisch. 1224 erhielten die Siebenbürger Sachsen den Goldenen Freibrief von König Andreas II – ein kluger Schachzug, denn dadurch bildeten sie einerseits eine politische Einheit und andererseits sicherte der Freibrief ihnen eine weitgehende Selbstverwaltung zu, d.h. sie durften Richter, Oberhäupter und Pfarrer in Eigenregie wählen. Eine frühe Form der Demokratie unter dem Dach der ungarischen Krone sozusagen. Bis zum Ersten Weltkrieg war Siebenbürgen Teil der habsburgischen k. und k. Monarchie, seitdem gehört es zu Rumänien.

Zum Mittagessen fahren wir nach Hermannstadt, parken unter den hohen Platanen vor der Johanniskirche, und spazieren durch die Fußgängerzone in der Heltauer Gasse Richtung Großer Ring. Trotz Corona herrscht erstaunlich reger Betrieb, es ist nicht voll, aber belebt. Vor allem bei Bukarester Wochenendausflüglern ist die Altstadt ein

< *Birnhalm, Blick von der Burg aufs Dorf; terrasierte Lösshügel im Weißbachtal; Landwirtschaft bei Wolkendorf, rumänisch Vulcan.*



› ausgesprochen beliebtes Ziel, ist sie doch einzigartig in diesem Land: Lügenbrücke, Kleiner und Großer Ring, die mächtige Stadtpfarrkirche, Patrizierbauten aus dem 15. Jahrhundert (als Handelsstützpunkt wurde Hermannstadt damals richtig reich), die Hartenektürme mit begehbarem Wehrgang, das Brukenthalmuseum. Und im Sommer ein Freilicht-Festival nach dem anderen: Theater, Jazz, Oper, Film.

«Guck mal, Uwe, hier durchs Generalloch bin ich per Rad immer in die Schule gefahren». Das «Generalloch» ist ein bogenförmiger Durchgang zum Großen Ring. Damals, in den düsteren Achtzigern, war von all der heutigen Pracht noch keine Rede, die Gebäude waren zwar da, aber – bröckelnd ... Mittlerweile geht es der Stadt wirtschaftlich blendend. Klaus Johannis, der heutige Staatspräsident von Rumänien (und ursprünglich Physiklehrer an unserem Lyzeum), war in den Jahren nach der Wende hier Bürgermeister, holte große Firmen aus dem Westen in die umliegenden Gewerbegebiete und landete auch noch den Coup, dass Hermannstadt 2007 zusammen mit Luxemburg Kulturhauptstadt Europas wurde. Mit den Fördergeldern wurde dieses größte zusammenhängende mittelalterliche Stadtbild Rumäniens renoviert.

Wir sitzen auf einer der Terrassen am Großen Ring und schauen dem bunten Treiben zu. Teenager machen Selfies, ein orthodoxer Pope in langer schwarzer Robe und mit langem grauem Bart schreitet quer über den Platz, eine schwarze Katze macht eine Erkundungstour und wirkt hier auf den Pflastersteinen mit den eingebauten Wasserspielen etwas «deplatziert», unwillig

nach den Spatzen schielend. Das Storchenpaar, dessen Geklapper von seinem Nest am Kleinen Ring oft die Geräuschkulisse des Stadtzentrums bereichert, ist jetzt wohl schon unterwegs in die südafrikanischen Winterreviere. Die rumänischen Kohlrouladen («sarmale») mit Schmand und dem traditionellen Mămăligă (einem festen Maisbrei) als Beilage schmecken herrlich. Nun noch eine leckere Limonade aus frisch gepressten Zitronen, und weiter geht es ins sogenannte «Dorfmuseum» im Jungen Wald, angrenzend an den Zoo. «Astramuseum der traditionellen Volkskultur» heißt es heute offiziell. Idyllisch im «Goldtal» gelegen – Wiesen, Wald und ein See mit Ruderbooten locken landschaftlich – stehen hier unzählige Bauernhäuser, Wasser- und Windmühlen, Walkwerke, Spinnereien, alte Hanfverarbeitungsanlagen usw. aus allen Teilen Rumäniens. Fast alles ist aus Holz gefertigt.

Jede Menge hölzernes Werkzeug aus vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten werden wir auch in den Ausstellungsräumen der Kirchenburgen finden. Letztere sind unser Hauptaugenmerk auf dieser Reise. Als die Sachsen Anfang der 1990er-Jahre massiv wieder in den Westen zurückwanderten, wurden viele Gerätschaften der Kirche und damit der Verwaltung der Kirchenburgen gespendet. Klar, das ist nur ein winziger Teil einer über Jahrhunderte in sich geschlossenen und funktionierenden Kultur von Bauern, Handwerkern und Händlern. In den Städten prägten Wissenschaftler und Künstler dieser deutschen Diaspora das gesellschaftliche Leben. Was viele nicht wissen: Rumänien ging in der



^ Der Schusterturm in Schässburg



^ Nie abgeschlossener Bau einer gotischen Kirche in Stolzenburg. v Renovierte Kirchenburg in Arkeden





^ Die romanische Kirche in Michelsberg
v Die Tartlauer Burg (Frontseite)



kommunistischen Zeit einen Sonderweg, indem es den in Siebenbürgen lebenden Nationen einigermaßen erlaubte, ihre Kultur weiterhin auszuleben. So hatten wir nicht nur deutschen Grundschulunterricht und ein (rein-)deutschsprachiges Lyzeum, es gab auch eine deutsche Tageszeitung, das deutsche Theater, Schriftsteller, die in deutscher Sprache schrieben, den Bachchor, das Theologische Institut und etliches mehr.

Unsere erste Tagestour beginnt mit Stolzenburg. Ungeheure in den Himmel ragende Mauern aus Backsteinen zeugen vom Versuch der Stolzenburger, einen Burggiganten zu bauen – der nie fertig wurde. Mittlerweile wuchert wilder Wein daran empor und große Risse klaffen in den Wänden der begonnenen Basilika. «Toll, dass die Burg bewirtschaftet wird», findet Uwe, als wir am Hühnerhof vorbeikommen. Die Burgverwalterin wohnt in einem kleinen Häuschen, das an der Mauer klebt, umgeben von blühendem Phlox und Sonnenblumen, dazu die vielen Katzen. All das gibt dem jahrhundertealten Gemäuer einen romantisch-idyllischen Hauch von gepflegtem Verfall.

Im Gegensatz dazu ist unser nächstes Ziel, eine der UNESCO-Kirchenburgen, sehr gut erhalten und restauriert: der ehemalige Bischofssitz Birthälml. Überdachter Treppenaufgang zur Burg, klassische tunnelartige Wagenauffahrt, Türme, Wehrgänge – alles da. Und von oben hat man einen herrlichen Blick auf das Dorf, das in einem Nebental der Großen Kokel liegt, mit Weiden am sich schlängelnden Bach und gelbleuchtenden wilden Topinamburbeständen. Die beiden Städtchen an der

Kokel, Mediasch und Schässburg, dürfen an diesem Tag nicht fehlen. Vor allem Schässburg mit seiner kompletten und renovierten Altstadt auf dem Berg ist oft von Touristen überlaufen – «Vlad III, der Pfähler», also der historische Dracula, ist hier geboren. Man findet aber entlang der Ringmauer mit den vielen Handwerkertürmen – jeder Turm gehörte zu einer der Zünfte – oder im schattigen Bergfriedhof auch ruhige Ecken. Wer ein Auge für Details hat, für den gibt es viel zu entdecken. Das gusseiserne Gestell einer Jugendstil-Droschke an der Friedhofsaußenmauer, Dohlen und Steinkäuze in den Türmen, wuchernder Efeu unter der Bergkirche.

Die Rückfahrt nach Hermannstadt geht durchs Hinterland, über Trappold und Henndorf ins Harbachtal, weiter durch Agneteln und zum Schluss noch ein Abstecher nach Holzungen. Auf dieser ganzen Strecke leben in den meisten Dörfern hauptsächlich noch Roma, selbst die Rumänen verschwinden aus dieser ruralen Gegend. Ich freue mich an den bunten Röcken der Frauen, dem wilden Treiben der Kinder auf der Straße – dieser ganz eigenen Welt, der man eigene Geschichten widmen könnte. Ich betraue auch nicht übermäßig die vielen sächsischen Bauernhäuser, die dem Verfall preisgegeben sind: Die Wildheit der Gegend mit minimaler, kleinteiliger Bewirtschaftung tut der Natur gut – ein riesiges Landschaftsschutzgebiet wurde hier ausgewiesen, das unter anderem dem bedrohten Schreiadler als Refugium dient. Immer wieder begegnen uns Pferdewägen (Diesel ist teuer) und bei einem von rumänischen Bauern bewohnten Dorf >



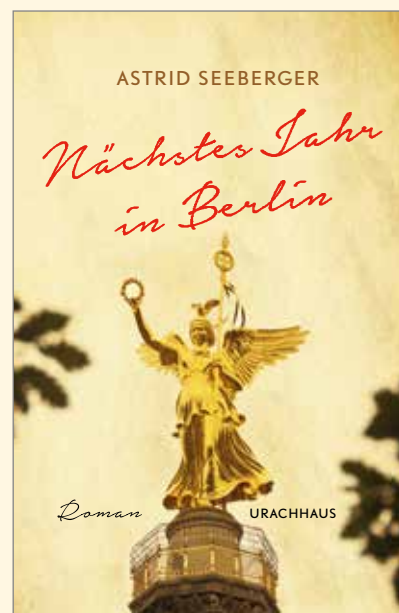
› machen einige Männer Heu für den Winter – wie ehemals noch mit der Sense. Dazu fällt mir der oft zitierte Vers Adolf Meschendorfers aus seiner Siebenbürgischen Elegie von 1927 ein: «Anders rinnt hier die Zeit ...». Faszinierend für mich in diesem Zusammenhang ist vor allem die Gleichzeitigkeit und das Nebeneinander von modernstem landwirtschaftlichem Gerät und zeitloser, traditioneller Bewirtschaftung.

Getz ist einer der letzten sächsischen Bauern in Michelsberg. Nach Sonnenuntergang sitzen wir in seinem Hof, warten, bis er die Milch abgefüllt hat und verkosten dabei den aromatischen Ţuica, den selbst gebrannten Pflaumenschnaps, den er uns in Plastik-Mineralwasserflaschen verkauft. Getz will am liebsten sofort wieder nach Deutschland, wo er Winzerei gelernt hat, da er hier von der Landwirtschaft kaum leben kann. Auf dem Hof wird breitestes «Saksesch» gesprochen, das ich – lachenden Herzens – verstehe. Uwe natürlich nicht.

Mit dem Ţuica ausgerüstet, blicken wir beim Abendessen auf unsere Reise zurück. Das Panorama der nahen Bergwälder im Blick, diskutieren wir über das Konzert des Ehepaars Leutert (er Schweizer, sie Norwegerin, beide Kirchenmusiker in Hermannstadt) auf der berühmten Buchholzzorgel in der Schwarzen Kirche in Kronstadt, das wir zumindest als Übertragung auf Leinwand hören konnten, lassen unsere Spaziergänge durch Heuwiesen und alte Obstgärten mit blühenden Herbstzeitlosen Revue passieren und schauen uns Fotos der vielen Kirchenburgen an, die wir besucht haben. Fünf Tage waren wir im

«Burzenland», dem östlichen Siedlungsgebiet der Siebenbürger Sachsen, besuchten hier die beiden «uneinnehmbaren» Burgen von Tartlau und Honigberg, die sogenannte Dracula-Burg in Bran (Törzburg) bloß von außen, da war uns zu viel Trubel und Touristenklimbim, spazierten in die Klamm im Nationalpark Königsstein und machten eine Tour ins nordöstliche Siedlungsgebiet der Sachsen. Im tiefblauen Himmel zogen öfters Schreiadler und skandinavische Rotkehlpieper nach Süden. Das Besteigen der Glockentürme in den Kirchenburgen war oft abenteuerlich (ich liebe das, Uwe war da schon sehr vorsichtig), aber der Blick von oben, aus den offenen Wehrgängen eine absolute Augenweide, allen voran in Deutsch-Weißkirch: Die kleinen, oft blauen Bauernhäuser ducken sich unter mächtige Walnussbäume, die Gehöfte erinnern an vergangene Jahrhunderte, sind wie ein Brennglas für die bewegte Geschichte dieser südosteuropäischen Landschaft. Hier in der Nähe hat Prinz Charles eines seiner Gehöfte in Siebenbürgen, er fördert viele Projekte, die dem Erhalt der traditionellen bäuerlichen Kultur dienen und ist laut eigener Aussage ganz vernarrt in dieses – nicht ganz um die Ecke liegende – Land.

Uwe und mich hat die Reise ins «Land des Segens», wie Siebenbürgen im Liedtext heißt, aus der Bedrückung der Pandemie herauskatapultiert, uns innerlich freier atmen lassen, Raum für ein Empfinden von Zeitlosigkeit, Einfachheit und Ruhe gegeben. Und Ehrfurcht vor den Siedlern, die einstmals den Satz: «Ein' feste Burg ist unser Gott» wörtlich genommen haben. ■



Eine Formel der Hoffnung

Eine Mutter stirbt – eine Tochter, die bis dahin auf Distanz zu ihr gegangen ist, wird so mit der Vergangenheit konfrontiert. Hinzu kommt die überraschende Enthüllung eines Bekannten, die alle eigenen Erinnerungen und die Erzählungen der Mutter in ein neues Licht rückt. Das Schicksal der Mutter während des Zweiten Weltkriegs – auf der Flucht aus Ostpreußen und im Deutschland der Nachkriegszeit – wird mit ungeheurer Intensität, Bildkraft und Dichte geschildert.

»Eine Familiengeschichte mit Tiefgang – sehr bildhaft und eindrücklich!«

Vorablesen.de

Astrid Seeberger

Nächstes Jahr in Berlin

Roman

Aus dem Schwedischen von Gisela Kosubek
252 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
€ 22,- (D) | ISBN 978-3-8251-5261-1

☞ Auch als eBook erhältlich!

 **Verlag Urachhaus**
www.urachhaus.com

KURZ WOANDERS

von Brigitte Werner

Foto: Heijl / photocase.de

Osterdienstag (2020) war ein trüber, kalter Tag. So ganz anders als die sonnigen Tage, ja Wochen, davor in diesem Frühling, der Corona hieß. Der starke Veränderungen und Einschränkungen mit sich brachte – und allerfeinstes Wetter. Der Einsamkeit und Ängste aufblühen ließ, aber auch Solidarität, Hilfsbereitschaft und ungewohnte, manchmal auch spaßige Kreativität für die Alltagsbewältigung. Die netten, lieben Menschen wurden noch lieber. Die bösen Menschen noch böser. Die Wutmenschen, die sich immer über alles ärgern, wirklich über alles, die platzten fast vor Wut. Ich gehe ihnen weiträumig aus dem Weg, sie können mein Herz zutiefst erschrecken.

An diesem Osterdienstag nun musste mein Auto zur Inspektion, die sollte zwei Stunden dauern. Zuvor war das niemals ein Problem gewesen, Cafés, Buchhandlungen oder Blumenmärkte vertreiben mir immer gut die Zeit, aber nun? Ich ging durch den kalten Wind in die trübe Innenstadt, kaum Menschen, ein paar Schlangen vor den Drogeriemärkten und den Geldautomaten. Mürrische Gesichter, Hunde, die ungeduldig an der Leine zogen, quengelnde Kinder, ein laut fluchender, müde aussehender junger Mann, der mein Frösteln noch verstärkte. Ich wünschte mich weit weg und weit hinaus aus dieser Corona-Zeit, hinein in die blühenden Rapsfelder an der Schlei, in meinen Strandkorb, in das Bauerncafé mit der drallen, freundlichen Bedienung ...

Ich wusste mit mir nicht wohin – und die Zeit wohl auch nicht. Noch eineinhalb Stunden. Die Glocke der Kirche in der Einkaufszone schlug eine volle Stunde, und plötzlich wusste ich, wo ich hin wollte. Diese Kirche ist zwar nicht meine Kirche, ich bin evangelisch, aber was heißt das schon. Wann gehe ich überhaupt in eine Kirche? Ich wusste von dieser, dass sie in dieser Corona-Zeit ihre Türen immer geöffnet hatte für alle, die Trost und Antworten suchten. Ich brauchte erst einmal Wärme. Der vertraute Geruch nach Kirchenbänken, Weihrauch, alten Gesangbüchern und noch was, was man wohl in allen Kirchen auf der Welt wiederfindet, keine Ahnung was, umfingen mich – ja, Wärme auch, aber auch Stille, Frieden. In dem wohlthuenden dämmrigen Licht flackerten einige Kerzen. Ich setzte mich. Ich war allein in diesem Raum. Ein moderner Raum, ganz und gar nicht überladen, nicht schwülstig, kein Pomp und kein Plunder, wie meine Mutter zu sagen pflegte. Nein, er hat eine leuchtende Schlichtheit, die unglaublich ausgewogen ist in ihrer Schönheit und wohlthuend für die Augen und für den Geist.

Mein Kopf kam zur Ruhe. Gelbes, orangefarbenes und rotes Licht schimmerte hinter den Glassteinen, die die Deckenkanten verzieren, ein Mosaik in warmen Farben mit Gold angereichert erzählte hin-

ter dem Altar und an einer weiteren Wand Geschichten, die mir vertraut sind, sehr vereinfacht und sehr ausdrucksstark. Ich staunte dieses Mosaik an. Es machte mich demütig und still.

Ich hörte ein Geräusch. Eine junge Frau mit dunkler Hautfarbe und üppigem schwarzen Haar hatte sich auf der anderen Seite von mir vor die Mutter Gottes gestellt. Knien konnte sie nicht. Der Platz zwischen der schmalen Bank mit den Kerzen und dem Gemälde hinter Glas ist zu eng und dafür nicht vorgesehen. Die Mutter Gottes schaute sanft auf sie herunter und die junge Frau begann, ihr Gesicht zu streicheln, dann ihre Hände, dann drückte sie einen Kuss auf ihr Herz. Immer wieder. Dazwischen bekreuzigte sie sich und berührte ihr eigenes Herz. Eine mir fremde Inbrunst war in dem Geschehen – und etwas sehr Intimes, Magisches. Ich wurde unsichtbar und hielt den Atem an. Dann verbeugte sie sich leicht mit zusammengelegten Händen und verließ die Kirche. Ich sah, dass sie hochschwanger ist. Alle meine guten Wünsche für sie und ihr Kind schickte ich ihr hinterher. Ich saß noch lange da. Ich vergaß die Zeit. Corona war draußen und weit weg. Hier drinnen war Stille und ein zeitloser Friede. Und plötzlich dachte ich mit Bestimmtheit: Alles wird gut. ■

Brigitte Werner (www.brigittewerner.de) lebt und arbeitet im Ruhrgebiet und an der Schlei und schreibt für Kinder und für Erwachsene.

LYRISCHE LANDKARTE

von Christian Hillengaß

Ein ganzes Leben hat Michael Krüger mit Büchern verbracht. Als Leser, als Buchhändler, als Herausgeber, Übersetzer, Lektor und Schreibender. Er ist Autor von Gedichtbänden, Novellen und Romanen. Jahrzehntlang hat er die Carl Hanser Literaturverlage als Verleger geführt. Wie vielen, die sich die Literatur zur Begleiterin wählen, genügt auch ihm ein Eindruck, ein unscheinbarer Gegenstand, eine Landschaft oder flüchtige Begegnung, um eine ganze Welt erstehen zu lassen. – In seinem Gedichtband *Mein Europa* erzählt er von solchen Welten. Und er berichtet dabei auf eine besondere Weise von Europa. Von Ende 2017 bis Anfang 2019 schrieb Michael Krüger die Gedichte an verschiedenen Flecken des Kontinents. Er hat sie nach den Orten benannt, an denen sie entstanden sind. So färben die Ortsnamen die nachfolgenden Zeilen, durchdringen sie mit einem Klang, einer Stimmung oder Erinnerung. Sarajevo, Warschau, Nantes, Zürich, Toulon, Chalville. Manchmal auch: irgendwo. Auf diese Weise ist eine poetische Landkarte entstanden, die sowohl Pfade in die Innenwelt des Autors verzeichnet als auch reale Orte erfasst. Es ist eine Topographie Europas jenseits des Schlagwortes, getragen von großer Zuneigung: «Wenn auch nur ein fernes Echo meiner Liebe zu europäischen Landschaften und Städten zwischen den Zeilen durchscheint», schreibt Krüger im Nachwort, «dann war das beabsichtigt.

Auf jeden Fall sollte es den etwas pompösen Titel rechtfertigen.»

Das im Rhythmus der Jahreszeiten gegliederte Buch beginnt im Herbst in Soglio:

Hier, wo das Land sich steil / nach oben verliert, musst du / der Sonne sagen, / dass sie stillstehen soll, weil du in aller Ruhe / dem Sommer nachsehen willst, / dem Kastanienpflücker / mit dem hellen Sinn für das Ende. / Also soll das Buch sich selber schreiben, / im Rhythmus des Brunnens, / bis der Tag müde geworden, / im Gras die Rede Gottes nachliest, / das aufmüpfige Gebet der Steine.

Vom Süden der Schweiz geht es nach Fellbach, wo Michael Krüger Mörrike *kurzsichtig im Neckar stehen sieht*. In Murnau beobachtet er *Drei Wolken aus Honig über dem Moor / und über dem See das letzte Licht, / das wie ein alter Blitz erleuchtet und verdüstert, was noch am Leben ist*. In Odessa begegnet er einer *Madonna, noch mit der Hand / gemalt, nicht mit dem Hirn*. Im Süden von Allmannshausen, *wo ein Gewand aus Rauch / den Fuß der Berge säumte, traute sich / ein Regenbogen, beide Ufer zu verkuppeln*. Und am Starnberger See *ist immer noch Sommer, obwohl / der Kalender wütend vom Gegenteil spricht*. Später dann *einer dieser Novembertage, / da man vorsichtig auftritt, / um die Schöpfung nicht zu zerbrechen*.

Die feinsinnigen, beinahe roman-tischen Beschreibungen der Landschaft werden oftmals von surrealen Begebenhei-



ten gebrochen. Häufig verschwinden die Orte auch hinter poetisch ausgetragenen Gedankengängen. Nicht selten hat dieses Nachsinnen einen dunklen und melancholischen Ton.

Michael Krüger, Jahrgang 1943, schreibt so manche Zeile aus der Beschäftigung mit dem Ende des Lebens. Sollten die so angestoßenen Gedanken über Welt und Dasein zu viel werden, mag der Zauberspruch helfen, den er in Elmau verfasst hat:

*Bruder Berg,
nimm all Deine Steine zusammen
und leg mir den Kiesel aufs Aug,
den vom Inn geschleiften,
damit Ruhe herrscht
im inneren Meer hinter der Stirn,
wenigstens einmal
und vielleicht nie wieder. ■*

Michael Krüger: *Mein Europa. Gedichte aus dem Tagebuch*, erschienen im Haymon Verlag [256 Seiten, gebunden, 24,- Euro, ISBN 978-3-7099-3470-8]

DENKEN WIE EIN WASSERMANN

von Wolfgang Held

Was an Weihnachten am westlichen Horizont als Abendhimmel erschien, das zeigt sich an Ostern im Osten als Morgenhimmel. Die gleichen Sterne, die an Weihnachten in die Nacht führten, kündigen dann am Frühlingsfest die Sonne an. Weihnachten stand die Sonne im Schützen, sodass das nächste Bild, der Steinbock, in der Abenddämmerung über der westlichen Landschaft steht. Ein viertel Jahr später ist die Sonne drei Tierkreisbilder weiter gerückt und leuchtet nun aus den Fischen, sodass die vorangehenden Bilder, Wassermann und Steinbock, jetzt am Morgenhimmel stehen. Das ist jedes Jahr so. Was 2021 von diesem jährlichen Gang unterscheidet, sind die Planeten Jupiter und Saturn. In der Weihnachtszeit standen sie so eng vereint im Steinbock wie seit 500 Jahren nicht – und jetzt?

Der Steinbock steht nun in der Morgendämmerung am östlichen Himmel, und Saturn ist dabei in die Mitte des Bildes vorgerückt. Das verleiht diesem Bild eine besondere Innerlichkeit, denn wie ein Kern, ein Herz, glimmt so in der Mitte der transzendente Schein von Saturn. Jupiter, der mehr als zweimal so schnell durch den Tierkreis zieht, hat Anfang April bereits die linken Randsterne des Steinbocks erreicht. Am 7. April zieht er am markanten Stern vorbei. Interessanterweise steht die Mondichel dabei und betont so diese letzte Begegnung von Steinbock und Jupiter. In diesen Tagen kann man täglich den Fortschritt von Jupiter beobachten. Damit wanderte Jupiter in eine eigenartige Sternregion, denn hier überschneiden sich zwei Tierkreisbilder. Unterhalb von Jupiter liegen die Ausläufer des Steinbocks, während oberhalb des Planeten der lange Arm des Wassermanns läuft. Kein anderer Ort des Tierkreises gehört auf diese Weise zu zwei Bildern.

Ab Mitte April hat Jupiter dann den Wassermann endgültig erreicht. Welch ein anderer Ausdruck! Während im Steinbock die geschlossene Form des Bildes den Planeten einen Rahmen gibt, eine Form um sie zeichnet, löst sich im Wasser-

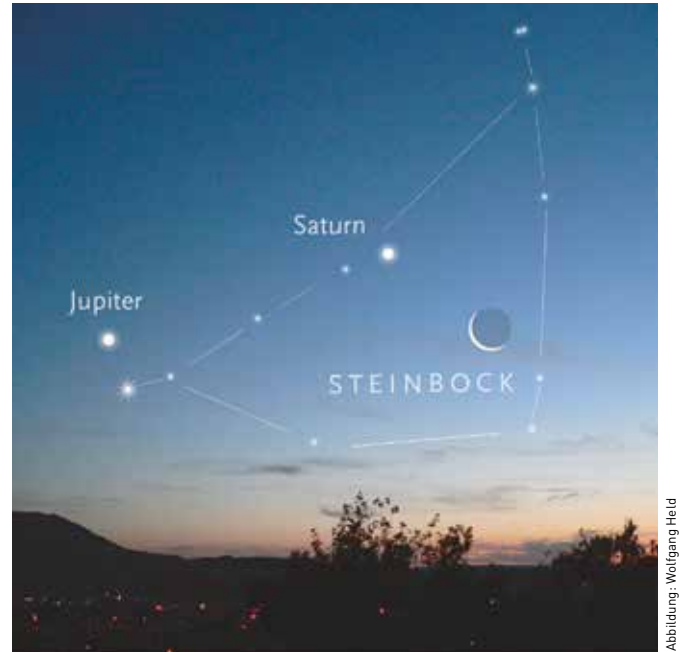


Abbildung: Wolfgang Held

mann alles auf. Die Sterne bilden keine geschlossene Gestalt, sondern lockere Linien weiten sich in den Umkreis, als wolle die Sternformation eins werden mit der Umgebung. So wie die Jungfrau mit der Ähre in der Hand Repräsentantin dafür ist, das werdende zu behüten, so repräsentiert der Wassermann im Tierkreis die Hingabe. Doch was heißt es, dass nun Jupiter, der Planet der Erkenntnis, sich in diesem Bild befindet?

Erkennen bedeutet ja zu ordnen, zu analysieren, bedeutet Konzentration. Es gibt aber auch ein Denken, das sich wie der Wassermann nach allen Seiten öffnet, alles willkommen heißt. Dazu gehört die lockere Gestalt dieses Bildes. Es bedeutet Vielfalt und Begegnung. Was mit dem viel gebrauchten Wort «Achtsamkeit» oder englisch «Mindfulness» gemeint ist, deutet in diese Richtung. Es ist ein Denken, das nicht auf einem Standpunkt beharrt, sondern an allem, was die Umgebung zu bieten hat, interessiert ist. Ein solches Denken ist offen und beweglich. Ein Jahr wandert Jupiter nun durch diese offene Wassermann-Sternwelt. Es lohnt sich, den Planeten der Erkenntnis dabei immer wieder aufzusuchen, denn in einer komplexen Zeit, wie es die Gegenwart ist, wo man sich allzu leicht in Standpunkten und Positionen verfestigt, ist diese Konstellation ein guter Ratgeber. Das Sternbild Wassermann hat in seiner Mitte eine markante Welle aus vier Sternen. Da sammelt und beruhigt sich all die Bewegung des Bildes. Jupiter im Wassermann ruft dazu auf, diese Spanne im Erkennen zu leisten: nach außen offen in alle Richtungen und zugleich eine bewegliche sowie klare Mitte zu bilden. ■

Wolfgang Held (www.wolfgangheld.de) studierte Pädagogik und Mathematik und war viele Jahre Mitarbeiter in der Mathematisch-Astronomischen Sektion am Goetheanum. Er ist Autor zahlreicher Bücher, u.a. *Im Zeichen des Tierkreises. Leben mit den Sternen*, erschienen im Verlag Freies Geistesleben: www.geistesleben.com

DIE OFENKACHEL UND DAS SIEB

von Christa Ludwig

Wir waren fünfzehn, als alles begann, sechzehn, als es zu Ende ging. Ein schreckliches Alter! Wir waren verwirrt und gehemmt und wussten nicht, wie wir uns gegenseitig sagen sollten, was wir empfanden. Aber wir lasen Gedichte, beide, zusammen, so trafen wir auf: *Die Löcher sind die Hauptsache an einem Sieb. / Ich habe dich so lieb.* Und damit hatten wir einen Geheimcode! Wo immer wir waren, konnten wir sagen: *Die Löcher sind die Hauptsache an einem Sieb.* Und die Folgezeile schwebte lächelnd auf unseren Lippen. Die anderen hielten uns für verrückt, aber das war vorher nicht anders gewesen. Nach einem halben Jahr war alles vorbei, keine Ahnung, warum. Der Zauber brach. War es ein zu kurzes Gedicht gewesen? Waren die Löcher des Siebs verstopft? Und es war Frühling! Da fängt so etwas doch normalerweise an!

Wir gingen wortlos aus der Vorstadt Richtung Schrebergärten. Bevor es seltsam war, dass er nicht nach meiner Hand griff, steckte ich beide Hände in die Taschen. Unser Lieblingsweg. Wir gingen ihn zum ersten Mal im Frühling und wussten: Es ist das letzte Mal. Wir liefen die Böschung hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter, da war die eingleisige Bahnstrecke. Und da sahen wir sie! Die Büsche unseres Gedichts, die wir zusammen hier noch nie blühend erlebt hatten, gelb an der Böschung entlang, und wir dachten: *Ich habe dir nichts getan. / Nun ist mir traurig zu Mut. / An den Hängen der Eisenbahn / leuchtet der Ginster so gut.*

Ich trat auf eine Schiene und lief balancierend weiter. Er machte es auf der anderen. «Man hört, wenn ein Zug kommt», sagte er. Wir lauschten. Es kam kein Zug. Wir hörten etwas anderes, das war nichts Besonderes, dennoch ließ es uns erstarren. Wir wandten uns einander zu, unsere Arme kämpften um das Gleichgewicht: In der Ferne bellte ein Hund. Ich sagte: «*Ein Hund bellt.*» Er nickte und sagte: «*Er kann nicht lesen.*» Und ich: «*Er kann nicht schreiben.*» Und gemeinsam sagten wir beide nicht: *Wir können nicht bleiben.*



Wir balancierten weiter, labiles Gleichgewicht, bis er von der Schiene sprang und auf den äußeren Schwellen rannte. Ich machte dasselbe auf meiner Seite. Da überquerte er die Schienen und kämpfte sich den steilen Hang hinauf. Ich folgte, wusste nicht, was uns dort erwartete: ein vernachlässigtes Gelände, Schlacken-berg einer stillgelegten Zeche, davor ein Schuttplatz, Bauschutt. Er fand eine Dachlatte und wühlte im Müll. Ich hatte verstanden, denn unser Gedicht beginnt: *Ich habe dich so lieb! / Ich würde dir ohne Bedenken / eine Kachel aus meinem Ofen schenken.* Es hätte ja gar keine Ofenkachel sein müssen, Bad oder Küche hätten es auch getan.

Er fand keine. Achselzuckend warf er die Dachlatte weg. Wir gingen weiter und merkten: Wir hatten ein Ziel, das wir nicht erreichen wollten. Als wir auf die Straßenbahnschienen trafen, folgten wir ihnen und wussten, wir würden bei jener Haltestelle landen, von der aus ich immer zum anderen Vorort fuhr. Dort warteten wir auf die Straßenbahn und hofften, dass sie niemals käme. Wir schwiegen, und sagten uns nichts von einem Sieb. Und pünktlich kam die Bahn. Gar zu pünktlich. Bevor ich einstieg, schauten wir uns noch einmal an. Kann man einem Menschen vom Gesicht ablesen, in welcher Zeile eines Gedichtes er sich bewegt? Dachten wir es beide? *Vorbei--verjährt-- / doch nimmer vergessen. / Ich reise. / Alles, was lange währt, / ist leise.* Es war ein stiller Abschied, der lange währte. Wir haben uns nie wiedergesehen. ■

Aus: Joachim Ringelnatz (1883 – 1934), *Ich habe dich so lieb.*

Mehr über [Christa Ludwig](http://www.christaludwig.net) und ihre Bücher unter www.christaludwig.net
Was Christa Ludwig antreibt, das können Sie auf Seite 27 in dieser Ausgabe lesen.

Foto: time. / photocase.de

APRIL



Foto: Anjo de Haan | Moddergat / Nordfriesland, Niederlande

SO 28

☉ Vollmond 19:48, ☾ ♀ 21^h

Karwoche
Beginn der Sommerzeit

SO 04

● Letztes Viertel

Osterwoche

☉ 06:06 / 18:49
☾ 18:26 / 06:27

Palmsonntag
1. Tag des jüd. Passah

☉ 05:51 / 19:00
☾ 02:43 / 10:08

Ostersonntag

MO 29

KW 13

MO 05

KW 14

DI 30

Ostermontag

DI 06

☾ Konjunktion (♁) ♃ 12^h
1971 Igor Strawinsky † in New York City, russ.-amerik.
Komponist (* 17.06.1882 in Oranienbaum / heute
Lomonosow).

MI 31

1621 Philipp III. von Spanien u. Portugal † (* 14. April 1578).
1821 Josephine Gräfin Brunsvik de Korompa † in Wien,
ung. Schülerin von Beethoven, die manche für seine
«unsterbliche Geliebte» halten (* 28.03.1779 in Preßburg).

MI 07

☾ ♁ 11^h
Vor 33 Jahren (1988) starb der österr. Komponist Cesar
Bresgen in Salzburg (* 16.10.1913 in Florenz).

WAS IST ROMANTIK?

«Wer Romantik sagt, sagt moderne Kunst,

– das heißt Innerlichkeit, Spiritualität,
Farbe, Streben nach dem Unendlichen
ausgedrückt mit allen Mitteln, die die
Künste enthalten.

Daraus folgt, dass zwischen der Romantik
und den Werken ihrer hauptsächlichen
Sektierer ein offener Widerspruch besteht.

Dass die Farbe in der modernen Kunst
eine sehr bedeutsame Rolle spielt,
ist eigentlich kaum erstaunlich. Die
Romantik ist eine Tochter des Nordens,
und der Norden ist Kolorist; Träume und
Feerien sind Kinder des Nebels.»

Charles Baudelaire
Der Salon 1846
Sämtliche Werke / Briefe
Band I: Juvenilia – Kunstkritik
Carl Hanser Verlag, München 1977

DO 01

April

DO 08

Gründonnerstag

FR 02

☾ ♁ 12^h

FR 09

1821 Charles Baudelaire * in Paris, franz. Dichter
(† 31.08.1867 in Paris). 1857 erschienen seine epoche-
machenden Gedichte «Les Fleurs du Mal» («Die Blumen
des Bösen»).

Karfreitag

SA 03

Vor 33 Jahren (1988) starb der dt. Physiker und Pädagoge
Martin Wagenschein (* 03.12.1896).

SA 10

Vor 66 Jahren (1955) starb der franz. Jesuit, Paläontologe
und Philosoph Pierre Teilhard de Chardin in New York
(* 01.05.1881 in Sarcenat bei Orcines).

Mitten in unser Schweigen Kirschblütenwind

Ilse Jacobson

SO 11

2. Woche nach Ostern

☾ ☿ 10^h

1921 Auguste Viktoria Friederike Luise Feodora Jenny von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg † in Haus Doorn, Niederlande, war als Gemahlin Kaiser Wilhelms II. die letzte dt. Kaiserin (* 22.10.1858 in Dolzig / Niederlausitz)

☉ 05:35 / 19:12

☾ 05:51 / 18:29

Weißer Sonntag

MO 12

KW 15

● Neumond 03:31, ☽ ☿ 13^h

DI 13

Erster Tag der islam. Fastenzeit Ramadan

MI 14

DO 15

Jom haAtzma'ut, israel. Unabhängigkeitstag

FR 16

1921 Wolfgang Leonhard * in Wien als Wladimir Leonhard, dt. Historiker u. Russlandexperte († 17.08.2014 in Daun).
1921 Peter Ustinov * in London, brit. Schauspieler und Regisseur († 28.03.2004 in Genolier, Kanton Waadt).

SA 17

☽ ☿ 13^h

**Blowing
in our silence
cherry blossom wind**

Ilse Jacobson

English / jc

SO 18

3. Woche nach Ostern

☽ Sonne tritt in das astronomische Sternbild Widder.

1521 Luther vor dem Reichstag: «Hier stehe ich, Gott helfe mir, Amen.»

Vor 66 Jahren (1955) starb der Physiker u. Mathematiker Albert Einstein in Princeton, New Jersey (* 14.03.1879 in Ulm).

☉ 05:20 / 19:24

☽ 08:37 / 01:11

MO 19

KW 16

☿ obere ☾ ☉ 3^h

☽ Sonne tritt in das astrologische Tierkreiszeichen Stier.

Beginne mit der Monatstugend «Inneres Gleichgewicht – wird zu Fortschritt.»

DI 20

● Erstes Viertel

MI 21

☽ ☿ 7^h

DO 22

☽ ☿ 9^h

FR 23

1616 Todestag von Cervantes und Shakespeare.
1996 P. L. Travers † in London, austral.-brit. Schriftstellerin, die die Mary-Poppins-Bücher schrieb (* 09.08.1899 in Maryborough / Queensland).

Welttag des Buches

SA 24

Vor 66 Jahren (1955) starb der österr. Schriftsteller Alfred Polgar in Zürich (* 17.10.1873 in Wien).

SO 25

4. Woche nach Ostern

☽ ☿ 23^h

☉ 05:06 / 19:35

☽ 17:19 / 04:48

Markus der Evangelist

MO 26

KW 17

121 Marc Aurel * in Rom, röm. Kaiser u. Philosoph († 17.03.180 in Vindobona oder Sirmium).

1921 Marga Höffgen * in Mülheim an der Ruhr, dt. Sängerin († 07.07.1995 in Müllheim).

DI 27

☉ Vollmond 04:32, ☾ ☿ 19^h, ☾ ☿ 21^h

1521 Ferdinand Magellan †, portug. Seefahrer (* 1480).

In den Niederlanden ges. Feiertag (Königstag).

MI 28

1721 Mary Read †, brit. Piratin (* um 1685).

DO 29

FR 30

Vor 40 Jahren (1981) starb der am 03.04.1903 in Lichterfelde bei Berlin geborene Dichter Peter Huchel in Staufeu im Breisgau.

SA 01

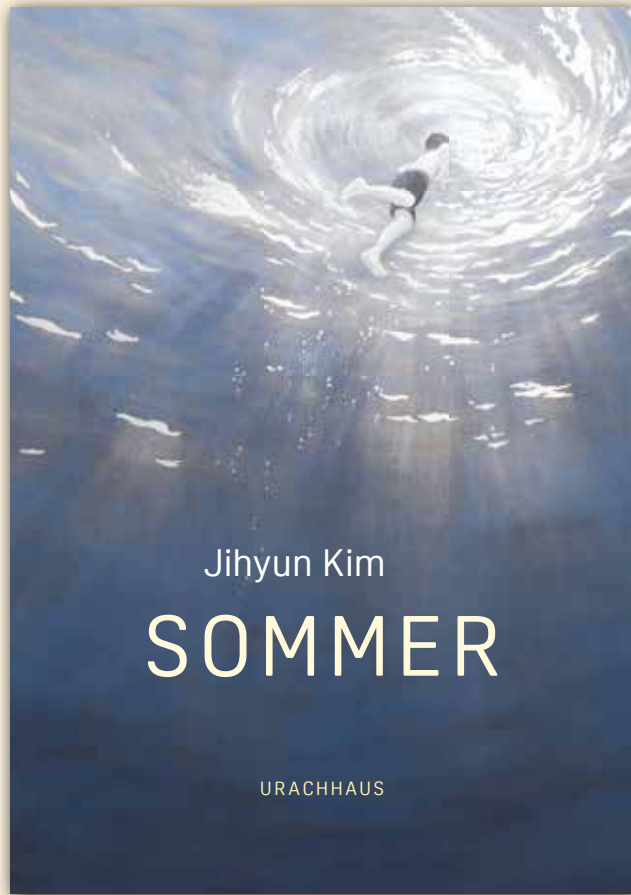
Mai

Tag der Arbeit / Maifeiertag

Redaktion: Lin

Die [für Sonntag] angegebenen Zeiten für Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in mitteleuropäischer Zeit (MEZ) und gelten genau für Kassel. Bei Konjunktion {☽} und Opposition {☿} der Wandelsterne (Sonne ☉ und Mond ☽) und Planeten: Saturn ♄, Jupiter ♃, Mars ☿, Venus ♀ und Merkur ☿ ist die Zeit in ganzen Stunden ebenfalls in MEZ angegeben. Der zunehmende Mond ist durch das Zeichen ☽ gekennzeichnet, der abnehmende durch das Zeichen ☾. Wegen der Sommerzeit seit dem 28. März ist allen angegebenen Zeiten eine Stunde hinzuzufügen.

Atemberaubend ohne Worte!



Ein Junge unternimmt mit seiner Familie eine Sommerreise – und lässt sich auf den Zauber der Natur ein.

»Manchmal sind wir so beschäftigt, dass kostbare Momente unbemerkt an uns vorbeiziehen. Wir sollten wieder lernen, die Bedeutung scheinbar alltäglicher Momente zu schätzen.«

So beschreibt Jihyun Kim den Impuls für ihr poetisches Bilderbuch ohne Worte.



Ausgezeichnet mit
»Deutscher Buchtrailer Award«



Jihyun Kim
Sommer

56 Seiten, gebunden | € 16,- (D) | ab 5 Jahren

ISBN 978-3-8251-5275-8

Jetzt neu im Buchhandel!



GLÜCKSKEKSANTRIEB

von Christa Ludwig

Wenn alles rundläuft, bin ich ein Perpetuum Mobile und brauche keinen Antrieb. Einmal in Bewegung versetzt, wird sich das Rad ewig mit unverminderter Geschwindigkeit weiterdrehen – vorausgesetzt, es trifft nirgendwo auf einen Widerstand, keine Reibung an der Achse, keine Luft.

Ich bin kein Perpetuum Mobile, ich stoße überall an Widerstand, Reibung. Über kleine Reibereien trägt mich der Schwung. Wenn es aber so gar nicht rundlaufen will, sei es, dass ich überall anecke mit meinen Plänen und Wünschen, sei es, dass Müdigkeit oder Niedergeschlagenheit sich ausbreiten und alles so schwer ist – was treibt mich dann an? Zum Beispiel Rilke: ... *daß etwas schwer ist, muß uns ein Grund mehr sein, es zu tun*. Und wenn es mehr Dickicht als Wege gibt, Schlingpflanzen emporkriechen und Mauern wie Lawinen sich vor mich stürzen? Was lässt mich dann weitergehen? Zum Beispiel Kafka: *Wege entstehen dadurch, dass man sie geht*. Und wenn alles so zwecklos wirkt, trotz angestrengter Bemühungen immer alles zum selben sinnlosen Ende zu führen scheint? Was hilft mir dann, Neues auszuprobieren? Zum Beispiel Georg Christoph Lichtenberg: *Ich kann nicht sagen, ob es besser wird, wenn es anders wird. Aber so viel kann ich sagen: Es muss anders werden, wenn es besser werden soll*.

Diese Sprüche und viele weitere habe ich in meiner Jugend auf kleine Zettel geschrieben, in Sonntagsschrift, mit

weichem Bleistift, auf dünnes Papier. Das habe ich zu Kugeln geknittert, zwischen den Handflächen gerollt, bis, wenn man es auffaltete, nichts als grauer Graphit zu sehen war, und nur ich – mehr wissend als lesend – den Spruch noch erkennen konnte. Kleine Energiekugeln, die mich durch irritierende Zeiten trugen, die nur für mich ihre Kraft entwickelten und die mich, wenn ich sie mit einer ungeschickten Bewegung zusammen mit einem Tempotuch aus der Tasche zog, niemals verrieten, keine Spur legten zu meiner Unsicherheit und Abhängigkeit von ihnen. Und auch – war mir das bewusst? – mit ihrer stillen Stärke niemals jemand anders antreiben konnten.

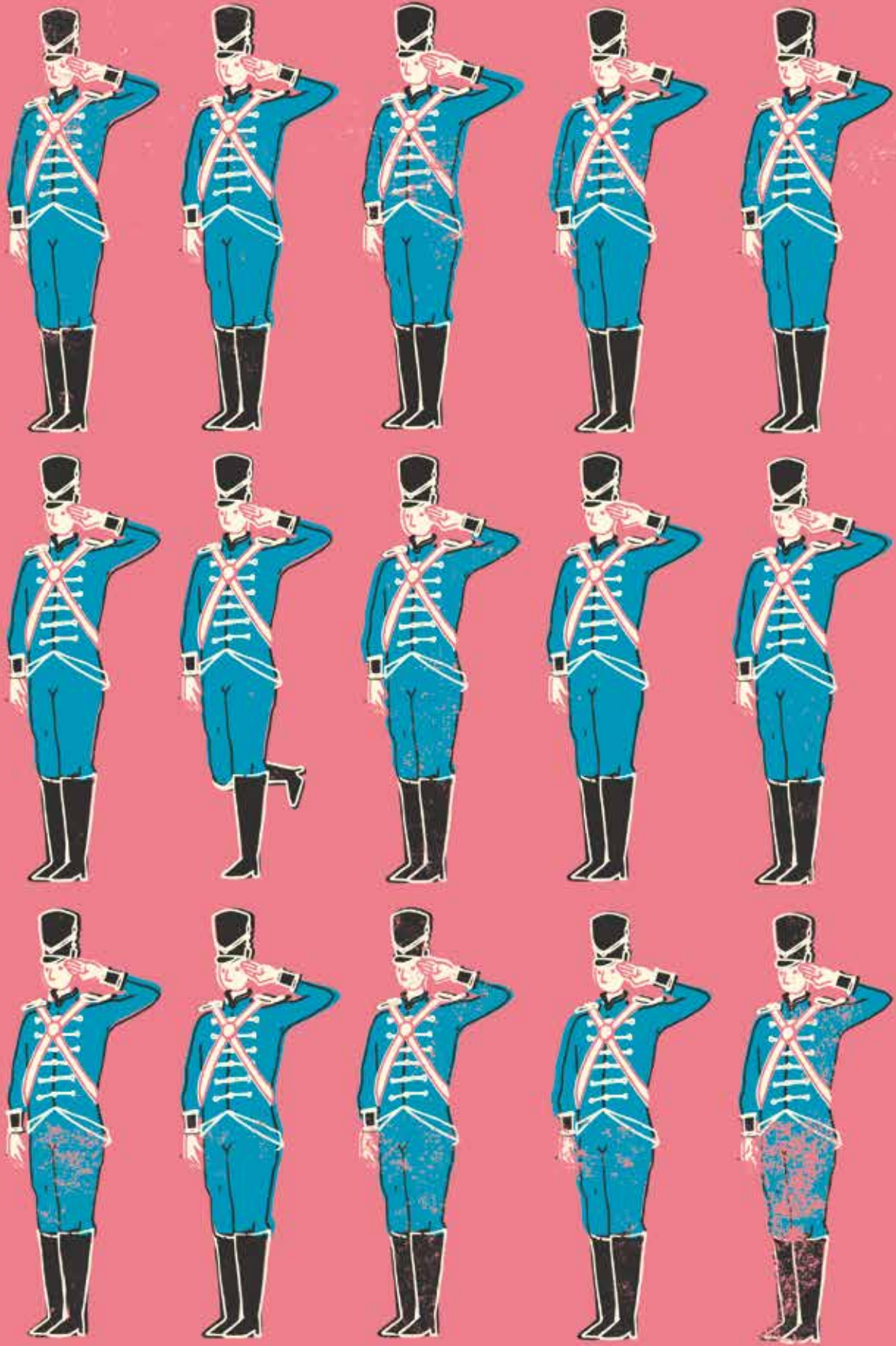
Sie verloren sich mit der Zeit, die Zettel, nicht die Sprüche. Diese begann ich zu teilen, mitzuteilen. Ich schrieb sie den kleinen Mädchen in die Poesiealben – ohne Begeisterung damit auszulösen. Bei den Mädchen nicht. Bei Rilke, Kafka, Lichtenberg usw. auch nicht? Habe ich sie zur Glückskeksliteratur degradiert? Weitere Jahre später, als die Poesiealben inzwischen von einer Art Fragebogen abgelöst wurden, da saß ich gern in einem Café, in dem zum Cappuccino



Glückskekse serviert wurden, und ich beobachtete, was die verborgenen Sprüche in den fremden Gesichtern bewegten.

Ich glaube, dass Rilke, Kafka, Lichtenberg die Aufgabe «Glückskekseantrieb» angenommen hätten. Und den Keks dazu. Zugleich habe ich aus dem eigenen Leben Antriebsmomente gesammelt. Einer der beglückendsten ist dieser: In meinem Buch *Blitz ohne Donner* erzähle ich die Geschichte von einem gehörlosen Jungen und einem hochmusikalischen Mädchen. Maria sucht und findet Wege, ihrem geliebten Johannes zu vermitteln, was Musik ist. Vor Jahren las ich aus diesem Buch in einer süddeutschen Buchhandlung. Nach der Vorstellung erzählte mir eine ZuhörerIn, ihre Freundin lasse mich grüßen, sie hätte nicht kommen können, denn sie lebte in Hamburg. Und die Freundin hat einen 14-jährigen gehörlosen Sohn, mit dem sie dieses Buch gelesen hatte. Danach sagte der Sohn, er könne sich jetzt vorstellen, was Musik sei. Und wenn mal wieder alles schiefgeht, dann denke ich an jenen Augenblick damals nach der Lesung – und ich danke für den Glücksantrieb. Denn den gibt es auch ohne Kekse. ■

Christa Ludwig studierte Germanistik und Anglistik. Spätestens seit sie lesen kann, liebt sie Bücher, früh fing sie auch an, selbst zu schreiben. Seit 1989 erschienen von ihr Kinder- und Jugendbücher, u.a. «Blitz ohne Donner», «Die Siebte Sage», die sechsbändige Pferdebuchreihe «Hufspuren» sowie die fünfbändige Reihe für Erstleser «Jonas Weg ins Lesen». Parallel dazu beschäftigte sie sich seit nahezu zwanzig Jahren mit Else Lasker-Schüler. Für ihr Romanprojekt «Ein Bündel Wegerich» erhielt sie ein Stipendium vom Förderkreis deutscher Schriftsteller und ein Reisestipendium für Recherchen in Jerusalem vom Verband deutscher Schriftsteller. 2019 wurde Christa Ludwig dafür mit dem Eichendorff-Literaturpreis ausgezeichnet. 2020 erschien «Alle Farben weiß», eine Erzählung über eine junge Restauratorin und ein geheimnisvolles spätmittelalterliches Bild. Christa Ludwig lebt mit ihrem Mann in der Nähe des Bodensees, hat schon zahlreiche Beiträge für a tempo geschrieben und widmet sich 2021 der Alltagslyrik, denn für sie ist überall Poesie (siehe Seite 23).



WERDE EIN MENSCH MIT INITIATIVE

Wie wir mit einer kleinen Übung den Willen stärken können.

von Jean-Claude Lin

Hin und wieder wünschen wir uns etwas und schaffen es nicht, unseren Wunsch in Erfüllung zu bringen. Es muss sich gar nicht um einen besonders «großen» Wunsch handeln: etwa sich eine größere Wohnung leisten zu können. Selbst bei «kleinen» Wünschen schaffen wir es bisweilen nicht, diese in Erfüllung zu bringen, obwohl wir durchaus die finanziellen Mittel oder die Fähigkeiten dazu hätten. Es mangelt uns ja manchmal etwas an der Zielstrebigkeit und Energie des eigenen Willens, an der befeuernden Kraft der Initiative und am Durchhaltevermögen.

Eine Übung zur Stärkung des eigenen Willens kann hier helfen, ja sogar «kleine Wunder» bewirken. Man nehme sich vor, eine kleine Handlung zu einer bestimmten Zeit auszuführen, etwas, was man sonst nicht getan hätte. Auf einen äußeren Zweck der Handlung kommt es hierbei nicht an, sondern lediglich darauf, dass sie überschaubar und im Rahmen unserer Fähigkeiten ist. Und die Zeit soll so bestimmt sein, dass es uns wirklich möglich ist, zu dieser Zeit die Handlung durchzuführen. Wir könnten uns zum Beispiel vornehmen, um 12 Uhr (oder einer anderen selbstbestimmten Zeit) einen Knoten in unser Taschentuch zu binden, ohne dass uns dies auf eine weitere auszuführende Handlung erinnern sollte. Oder den ersten Satz der ersten E-Mail aufzuschreiben und ihn am folgenden Tag lesen.

Es geht bei dieser kleinen Übung nicht um eine zweckgebundene Handlung, sondern um die Ausführung einer selbstbestimmten Handlung, deren Sinn nur in sich selbst liegt. Es wäre auch möglich, etwas ganz anderes zu tun. So könnten wir uns

beispielsweise vornehmen, zu einer vorbestimmten Zeit eine Minute lang auf einem Bein zu stehen. Beim Warten auf die U-Bahn oder im Büro, wenn die Kolleginnen und Kollegen dabei sind, wäre das vielleicht nicht gerade günstig – es könnte zu allerlei Gerede und besorgtem Nachfragen führen. Aber bei sich zuhause, eine viertel Stunde nach dem Heimkommen etwa, ist das durchaus möglich und unauffällig.

Wenn wir uns also etwas ausgedacht haben, was wir ausführen wollen, und was wir sonst gar nicht tun würden, ist es immer wieder ernüchternd festzustellen, dass wir das Vorgenommene dennoch häufig vergessen! Erst einige Stunden nach der vorgenommenen Zeit fällt uns das versäumte Vorhaben wieder ein. Nun gilt es aber nicht zu verzagen. Entweder nehmen wir uns das Gleiche nochmals für den nächsten Tag vor, oder wir denken uns eine andere Aufgabe aus. Schaffen wir es, das Vorgenommene zur selbstbestimmten Zeit auszuführen, können wir die gleiche Handlung am darauffolgenden Tag wiederholen. Wichtig aber ist es, dabei dennoch keine Routine aufkommen zu lassen, sich immer wieder etwas Neues vorzunehmen und es wirklich und bewusst auszuführen.

Nebenbei üben wir uns im Ausdenken in der eigenen Fantasie. Aber das ist Nebensache. Das eigentlich Wichtige ist die Stärkung des eigenen Willens. Mit der stärker werdenden Zielstrebigkeit und Ausführungspunktlichkeit des eigenen Willens wächst auch das Selbstvertrauen und unsere Initiativkraft. Und das braucht unsere Welt immer mehr: Menschen mit Initiative! ■



GESUND BLEIBEN IN EINER VERÄNDERTEN WELT

von Dr. med. Karin Michael

Die Corona-Krise verändert seit einem Jahr unser Leben tiefgreifend. Das Familienleben blieb nicht verschont. Von geschlossenen Spielplätzen, Kitas und Schulen bis zu Homeoffice in der Küche musste jede Herausforderung einfach angenommen und kreativ gelöst werden. Familien konnten diese Veränderungen sehr unterschiedlich bewältigen. Welche Faktoren haben wir bei Eltern und Kindern als stärkend und positiv erlebt – und was wirkt sich eher hinderlich aus?

Auch ohne Corona haben sich Kindheit und Entwicklungsbedingungen in den letzten zwei Jahrzehnten durch die Digitalisierung drastisch verändert. Durch die seit Beginn der Pandemie deutlich erhöhte Präsenz und Nutzung von digitalen Medien wird nun wie unter einem Brennglas noch klarer, dass wir uns mit dieser «Kulturrevolution» im Wohn- und auch im Kinderzimmer intensiv auseinandersetzen müssen.

Verschiebung von Aktivitäten Es ist beeindruckend, wie viele Aktivitäten unseres täglichen Lebens in den virtuellen Raum verschoben worden sind. Großartige und verlockende Möglichkeiten der weltweiten Kommunikation und Unterhaltung werden uns geboten. Spielen, Lernen, Studieren, Begegnung, Einkaufen und viele Arbeiten – alles geht über das Internet und von zu Hause aus, solange sich die Boten und

Zusteller da draußen für uns bewegen. Das weist uns unmittelbar auf Fluch und Segen der neuen Welt: Wir sind mit der ganzen Welt verbunden und gleichzeitig immer mehr von ihr getrennt.

Aber in dieser Zeit stellte sich gerade das, was dieses echte Leben da draußen bedeutet, als beste und stärkste Krisenhelfer heraus: Bewegung an der frischen Luft, Sonne, der eigene Garten (für die Glücklichen unter uns), ein eigenes Beet, Tiere, ein Park, der Wald, ein Bach, die Berge, das Meer, die Familie und ein paar echte bleibende Freunde!

Mehr Bewegung, bitte! Bewegung ist die Grundlage unserer Gesundheit. Sie macht uns handlungsfähig, sie stärkt uns, sie wärmt uns, sie entängstigt und macht Freude (man denke nur ans Tanzen!). Sie baut unseren Bewegungsapparat auf, macht

uns kräftig, stärkt auch das Immunsystem und den Stoffwechsel, sorgt für einen guten Schlaf und ist nicht zuletzt ein Antidepressivum von der Effektstärke eines entsprechenden Medikaments. Und so ist sie das erste und wichtigste Heilmittel, das hier genannt werden muss. Bewegung im virtuellen Raum kann das nicht und an keiner Stelle ersetzen. Es vergoldet zugleich unseren ökologischen Fußabdruck, wenn wir zum Einkaufen laufen oder uns (mit den Kindern) aufs Rad schwingen.

Ohne Sonne geht es nicht Gleich dazu bekommen wir ein weiteres unverzichtbares Gesundheitsgeschenk, wenn wir draußen unterwegs sind: die Sonne! Sie wärmt uns. Nach der kalten Jahreszeit wird uns schon ganz wohl, wenn wir an einen Lieblingsplatz an der Sonne nur denken. Wir bilden unter blauem Himmel Vitamin D über unsere Haut und unsere Augen. Licht, das sich in seinen großartigen Wirkungen in unserem Organismus entlang der Aufgaben von Vitamin D verfolgen lässt, stärkt den Knochenaufbau, wirkt auch stimmungsaufhellend und abwehrstär-

kend. Ausreichend Sonnenlicht verhindert Kurzsichtigkeit. So weiß man heute, dass es nicht allein das Starren auf den Bildschirm, sondern vielmehr der Mangel an Helligkeit ist, der unsere Augäpfel verformt und kurzsichtig werden lässt.

Luft, Wald und Wasser Und ein drittes Heilmittel ist da draußen umsonst zu haben: frische Luft. Sie ist besonders heilsam im Wald, in den Bergen und am Meer. Aber zur Not tut es auch der eigene Garten oder Stadtpark. Wer Kinder von der Atmung bis ins Mikrobiom von Darm und Haut stärken möchte, lässt sie regelmäßig im Wald spielen. Eine finnische Studie zeigte kürzlich, dass aufgeschütteter Waldboden und Moos sogar als Untergrund auf dem Kindergartenspielplatz noch positive Effekte auf die Darmflora der Kinder erzielt. Dazu das Spiel am Wasser – ob Meer oder Bächlein hat eine wunderbare Wirkung auf Kinder: das zappeligste Kind vertieft und fokussiert sich. Es werden Staudämme errichtet, Ströme umgeleitet, Schiffe gebaut und Füße gekühlt. Die Wangen werden rosig, der Kreislauf angeregt und die Freude ist unbändig!

Mitmenschen und Begegnung erleben

Allzu schwer geworden ist in diesen Zeiten ein anderes wichtiges, gesundes und gesundes menschliches Bedürfnis: das nach Nähe und Begegnung. Ein geliebter Mensch in unserer Nähe ist der beste Krankenpfleger. Für Kinder und ganz besonders für Jugendliche sind Freunde unverzichtbar für eine gesunde Entwicklung. Sozial-emotio-

nale Fähigkeiten und Stabilität entwickeln sich nur am anderen – egal ob im Konflikt oder im Bündnis.

Bei allem Bedarf an Schutz und Achtsamkeit in diesen Tagen, wurde nur um so deutlicher, dass kein Kind und kein Erwachsener ohne ein gewisses Maß an Mitmenschen und Kontakten seelisch gesund bleiben kann. Auch wenn die autistischen Züge an uns in diesen Zeiten neue Blüten getrieben haben: Wir sind und bleiben soziale Wesen. Unsere Erfahrungen, wie wir uns orientieren, was wir lernen, vielleicht wer wir überhaupt werden, ist hochgradig abhängig von unseren Mitmenschen. Liebe, Begegnungen, Gespräche, Berührungen und Kämpfe prägen und bilden uns.

... Soweit die Perspektive einer Kinderärztin. Und noch etwas ganz Persönliches: Am Ende meines Artikels ist es jetzt 23 Uhr. Erstens fehlt mir nun mein Mann, der sich in einem anderen Bundesland in Quarantäne begeben musste. Und zweitens überkommt mich ein dringendes Bedürfnis nach einer Runde um den Block. Den einen Mangel behebt ein digitales Medium nur unzulänglich, aber der Lufthunger wurde immerhin gestillt, der leichte Regen war erfrischend, der Krampf im rechten Bein ist gelöst. Nur die Sonne hat gefehlt – leider. Zwei Tropfen Vitamin-D sind ein Substitut, aber wärmen nicht. Auch wir Erwachsenen sind also gefordert, Bewegung, Wärme und Begegnung aktiv zu gestalten, um gesund und glücklich zu bleiben. ■

Foto: a0f / photocase.de

Dr. med. Karin Michael, Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin, Kinderonkologin, anthroposophische Ärztin (mit GAÄD-Zertifikat), ist Oberärztin der Kinderambulanz am Gemeinschafts Krankenhaus Herdecke. Neben ihrer kinderärztlichen Tätigkeit liegt Frau Dr. Michaels Schwerpunkt in der Anthroposophischen Medizin. Viele Eltern chronisch kranker Kinder holen sich dort Rat für eine ergänzende anthroposophisch-medizinische Therapie.



STÄRKE DEINE NERVEN BEI STRESS UND NERVOSITÄT.

Neurodoron®

WIRKT AUSGLEICHEND UND STABILISIEREND

- ✓ Reduziert Unruhe und Gereiztheit
- ✓ Unterstützt die Erholung überreizter Nerven
- ✓ Lindert stressbedingte Kopfschmerzen

Weleda – im Einklang mit Mensch und Natur

www.weleda.de

Neurodoron® Tabletten **Warnhinweis:** Enthält Lactose und Weizenstärke – Packungsbeilage beachten. **Anwendungsgebiete** gemäß der anthroposophischen Menschen- und Naturerkenntnis. Dazu gehören: Harmonisierung und Stabilisierung des Wesensgliedergefüges bei nervöser Erschöpfung und Stoffwechselschwäche, z.B. Nervosität, Angst- und Unruhezustände, depressive Verstimmung, Rekonvaleszenz, Kopfschmerzen.

Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.

Weleda AG, Schwäbisch Gmünd



DER EWIGE EMPEREUR

Vor 200 Jahren starb Napoleon auf St. Helena. Er war der letzte «große Mann», der Europa entscheidend prägte – doch sein Andenken verblasst.

von Konstantin Sakkas

In seiner *Kurzen Weltgeschichte für junge Leser* von 1935 nannte ihn der österreichische Kunsthistoriker Ernst H. J. Gombrich den «letzten Eroberer»: Napoleon Bonaparte wurde am 15. August 1769 geboren, zehn Jahre nach Schiller, 20 nach Goethe, 20 vor der Französischen Revolution. Sein Geburtsjahr fällt in die Frühphase der «Sattelzeit» (so Reinhart Koselleck), jener Epoche von etwa 1750 bis 1850, in der sich im Westen endgültig der moderne, wissenschaftliche Blick auf Sprache, Welt und Menschheit konstituiert, und das Jahr nach seiner Geburt, 1770, markiert den Beginn der Klassik; sie endet um 1830, als mit Goethe, Hegel und Wilhelm von Humboldt innerhalb weniger Jahre *die* drei Vordenker des Idealismus sterben und die Tür zur technologischen Moderne vollends aufgeht.

Da war Napoleon schon ein Jahrzehnt lang tot. Er brach der Moderne Bahn – und war vielleicht die letzte, glänzende Inkorporation der Frühen Neuzeit, jenes heroischen Zeitalters, das der Historiker Tim Blanning das Zeitalter des *Pursuit of Glory*, des Strebens nach Ruhm nannte. Napoleon lenkte die Revolution in geordnete Bahnen, und er beendete definitiv das europäische Mittelalter, das die französische Historiographie (anders als die deutsche) häufig nicht nur bis 1500, sondern bis 1789 reichen lässt. Doch die Erinnerung an ihn ist heute verblasst. Dabei fühlt sich, wer aus technikgeschichtlicher Sicht auf das Napoleonische Zeitalter blickt, ihm erstaunlich nahe. 1769, just in

seinem Geburtsjahr, patentierte James Watt seine verbesserte Dampfmaschine. 1804, als er sich selbst zum Kaiser erhob, fuhr die erste Dampflokomotive. Und 1827, nur sechs Jahre nach seinem Tod, schuf Nicéphore Niépce die erste überlieferte Fotografie der Weltgeschichte.

In diesem zeitlichen Spannungsfeld zwischen Dampfmaschine und Fotografie, zwischen industrieller und ästhetischer Revolution, steht, seltsam fremd, die Regierungszeit Napoleon Bonapartes, des letzten klassischen Eroberers der europäischen Geschichte, der letzten großen weltpolitischen Heldenfigur vor dem Durchbruch der Demokratie.

Denn das war Napoleon: eine Heldenfigur über die Grenzen Frankreichs hinweg. Heute, 200 Jahre nach seinem einsamen, schmachvollen Tod auf Sankt Helena, ist davon nicht mehr viel zu spüren; im 19. Jahrhundert aber war er allgegenwärtig: «Immer noch steht Napoleon, blendend und dunkel, an der Schwelle des Jahrhunderts», dichtete Victor Hugo, einer seiner zahllosen literarischen Verehrer. Goethe, Heine, Byron: Sie alle waren hingerissen von dem Mann, der mit staatsmännischen Federstrichen und feldherrlichen Schachzügen die tausend Jahre alte, träge germanische Ordnung West- und Mitteleuropas beseitigte und – es klingt abgedroschen – die Grundfesten des heutigen Europas errichtete. Auch die Kernlande seines Reiches: Frankreich, die alten burgundischen Niederlande, das

heruntergekommene Italien und das in 300 Territorien zersplitterte Deutschland bilden das, was wir heute als Kerneuropa kennen.

Napoleons Regierungszeit gehört aber auch in den Kontext der Atlantischen Revolution: jene beiden großen synchronen Umwälzungen dies- und jenseits des Ozeans im Zeichen der Aufklärung, der persönlichen Freiheit und der Menschenrechte. Frankreich, noch unter dem *Ancien Régime*, war die erste Förderin der amerikanischen Unabhängigkeit gegen England, das auf dem Pariser Frieden von 1763 sein Erstes Empire verlor, und als Napoleon 1814, besiegt von den Heeren der 6. Koalition unter der Führung Englands und Russlands, in sein erstes Exil auf Elba ging, da brannte auf der anderen Seite des Atlantiks Washington unter dem Beschuss britischer Kriegsschiffe.

Freilich: der letzte Eroberer war, wie alle Eroberer, ein großer Menschenbenützer. Menschen «wie ein Brikett» ins Feuer zu schieben, wie es in anderem Kontext Rolf Hochhuth ausdrückte, war das Metier der Feldherren, und Napoleon war ein Feldherr vor allem anderen. «Mein Adel datiert von Montenotte», dem Ort seiner ersten eigenen Schlacht, pflegte er zu sagen.

Dass aber ein Mann zwar nicht aus dem «Volk» (seine Familie gehörte zur Korsischen Nobilität), aber auch nicht aus dem Hochadel anerkannter Herrscher einer europäischen Großmacht werden konnte, war wahrhaft und noch sichtbarer revolu-

tionär als die von ihm angestoßenen und teils in die eroberten Länder exportierten Rechtsreformen. Niemand wohl hat diesen Geist des Aufbruchs, diesen ketten-sprengenden Elan emblematischer literari-siert als sein großer Bewunderer Stendhal, der als Offizier die Feldzüge des Kaisers mitmachte. Julien Sorel, Lucien Leuwen, Fabrizio del Dongo, noch der vom Leben unendlich eingeschüchterte Octave de Mal-ivert: Alle seine Männergestalten leben im Grunde dem Traum Napoleons hinterher, dem Traum, nach den Sternen zu greifen, der Welt das Heil zu bringen, als Held zu leben und zu sterben.

«Ich bin ein Felsbrocken, der ins All geschleudert wurde.» In dieser Selbstcha-rakterisierung, anmaßend und kleinmütig zugleich, antizipierte Napoleon die Selbst-einschätzung des Menschen in der Epoche, die nach ihm kam und die durch Geologie, Abstammungslehre und Mikrobiologie den Menschen, das Ebenbild Gottes, die Krone der Schöpfung, auf einen sehr bescheidenen Platz in der endlosen Kette der Geschöpfe zurückstufen sollte. In Napoleon, dem «Mann des Schicksals» (so George Bern-hard Shaw), war der Mensch noch ein-mal beides gewesen: Krone und Geschöpf, Olympier und Titan. Er sei, befand Heine, «nicht aus dem Holz gewesen, woraus man Könige macht», sondern «von dem Marmor, aus dem man Götter macht.»

Sein schäbiges Ende in der zweiten Verbannung, assistiert von einem klei-nen Kreis letzter Getreuer, von Napo-leon-Hagiographen wie dem wunderbaren Emil Ludwig gern zum Golgatha verklärt, schrieb diesem Heldenleben den passenden Schlussakkord. Man kann ihn in seinem Leidensweg gut mit Beethoven vergleichen, der ihm bekanntlich die *Eroica* widmete, aber auf die Nachricht von seiner Kaiser-kronung das Titelblatt mit der Widmung

wieder zerriss. Und wie man beim Nieder-länder van Beethoven heute dunkelhäutige Vorfahren vermutet, so dichtete die Her-zogin von Abrantès, Witwe des verrückt gewordenen Generals Junot, eine Halb-griechin, ihrem Kaiser einst hellenisches Blut an, denn «Buonaparte» lässt sich als Italienisierung von «Kalomero» lesen, und so wiederum heißt ein Geschlecht aus Mani auf der Peloponnes.

Man kann das getrost für ein Märchen halten (obgleich in einer Biographie von 2018 Adam Zamoyski im Erbgut Napo-leons die fürs östliche Mittelmeer häufige Haplogruppe E nachwies). Aber die Bedeu-tung Napoleons für die Emanzipation des Balkans und des Orients kann ebenso kaum überschätzt werden wie seine Bedeutung für die Idee des Westens. Dass er sich verleiten ließ, die Hand nach Russland auszu-strecken, wo seine aus ganz Europa zusam-mengetrommelte *Grande Armée* 1812 eine furchtbare Niederlage erlitt, gehört zum bitteren Aberwitz seiner Geschichte.

Ein Weltkaisertum wie einst Karl V. (dessen Nachfahrin in zehnter Generation Marie Louise von Österreich Napoleon 1810 um der Politik, der Legitimität und der Fortpflanzung willen heiratete) gelang ihm nicht mehr. Dafür sah Hegel in ihm 1806 in Jena «den Weltgeist vorbereiten».

Weltgeist ist keine Kategorie des 21. Jahrhunderts. Aber die unerhörte Inno-vativität seines Wirkens ist, was im Zeitalter der Quantenphysik, des Transhumanismus und der Marskolonie von Napoleon Bona-parte bleibt. Und auf das geeinte Europa blickt dieser letzte Kaiser Europas heute wohl mit Freuden. Am 5. Mai 1821 starb er, auf einer kleinen Insel im Südatlantik vor Afrika, so abgelegen, dass sie erst 2016 einen Flughafen erhielt. Die Weltlosigkeit war die- sem Weltherrscher eingeschrieben. ■

Konstantin Sakkas, geboren 1982, studierte Jura, Philosophie und Geschichte und arbeitet als freier Autor u.a. für Deutschlandradio, Der Tagesspiegel, Die ZEIT und den SWR.



Das Herz kennt immer einen Weg, den der Verstand nicht gehen will.

Als Mano auf einem Flüchtlings-schiff das Meer überquert, geht er bei einem Sturm über Bord. Auf dem Meeresgrund kommt es zu einer unerwarteten Begegnung, die Manos Blick auf das Leben für immer verändert.

Alexandra Friedmanns berührender Roman erzählt von Ängsten, Hoffnungen, Vertrauen – und dem Mut, seiner tiefsten Sehnsucht zu folgen ...



Alexandra Friedmann
Eine Geschichte von Sturm und Stille
 Roman
 128 Seiten, Halbleinen
 € 18,- (D) | ISBN 978-3-8251-5229-1
 Auch als eBook erhältlich!

 **Verlag Urachhaus**
 www.urachhaus.com

ROMEO UND JULIA AUSSER ATEM

DER FILM *Du mich auch*

von Elisabeth Weller

Es kribbelt nicht mehr. Sie streiten sich. «Findest du mich überhaupt noch erotisch?», fragt sie vorwurfsvoll und stellt dann traurig fest: «Ich spür' die Liebe nicht mehr.» Er fährt wild auf: «Soll ich mich jetzt vor Leidenschaft zu dir umbringen? Okay!»

Das liebeswütige Pärchen mit Namen Romeo und Julia zieht am frühen Morgen durch Berlin. Sie sind außer Rand und Band und auf der Flucht: Anja Franke mit ihrem zerzausten Haar, den klapprigen Stöckelschuhen und einer schwarzen Feinstrumpfhose, die nur noch aus Löchern besteht. Das Pendant in dieser Sperrmüll-Romanze gibt Dany Levy im knittrigen weißen Dinnerjackett. Einzig seine vor Brillantine glänzenden Gigolo-Haare sind noch in Form. Der schäbige Chic des Schwarz-Weiß-Films wird untermalt von flotten Saxophonklängen. Neben der Musik von Niki Reiser ist es der jugendliche Esprit des Liebespaars im Film *Du mich auch* von 1986, der gute Laune verbreitet.

Die Beziehungskomödie war sofort ein Erfolg und gewann auf dem Komödienfestival in Vevey den ersten Preis. Sie bietet mit Münztelefonzelle und viel Hinterhof-Charme Berliner BRD-Nostalgie pur. Julia trägt nicht nur ungeniert ihr Damenbärtchen, sondern wie eine Pippi Langstrumpf sowohl ihren Saxophon- als auch seinen Gitarrenkoffer locker unterm rechten Arm. Er tritt hinterher. Als sie im

Doppeldeckerbus einschlafen, lehnt er auf ihr. Diese Details markieren die emanzipierten 80er-Jahre.

Die beiden lernten sich als Straßenmusikanten kennen. Wie Katz und Maus versuchten sie sich gegenseitig zu über-tönen. Dann wurden sie zum Duo und Paar. Die Fotos an den Wänden ihres Zimmers zeugen von ihrer Leidenschaft. Die Kamera fängt ihre Seligkeit wie Stills aus ihrer Vergangenheit ein. Ist die Liebe vorbei? Doch da stolpert das Paar ganz zufällig in eine Gangster-Story. Ausgerechnet der mysteriöse Mordfall, in den sie verwickelt werden, bringt sie wieder zusammen. Auf ihrer Großstadt-Odyssee schlafen sie auf der Straße und ziehen über die Dächer wie streunende Katzen, um am Ende gemeinsam über Berlin zu schweben. Denn sie werden erschossen und leben weiter, wie es sich nun einmal für eine Tour de Farce einer Romeo-und-Julia-Geschichte gehört. Der Filmuntertitel «Ein Film über Liebe und Leichen: komisch, zärtlich und schwarzweiß» verspricht Heiterkeit, die der Low-Budget-Film auch hält.

Dieses Filmdebüt wurde von Anja Franke und Dany Levy schwer errungen. Das damalige Liebespaar machte sich sogar dafür nackig, wie der 1957 in Basel geborene Levy in einem Interview erzählt. Als sie nämlich durch die Redaktionen von ZDF, WDR und dem Schweizer Fernsehen

tingelten und die erste Episode, eine Bett-szene, die beide auch unten ohne zeigt, auf ihrem Schlafsack aus Werbezwecken vorführten. Unorthodox, den Redakteuren peinlich, aber wirkungsvoll. Der Autodidakt Levy, der spätestens seit *Alles auf Zucker* (2004) für schräge Komödien bekannt geworden ist, gibt dem Filmnachwuchs, den er unterrichtet mit seinem verschwitzten Bubenlachen ermunternd mit auf den Weg: «Es ist eine große Freiheit, wenn man keine Ahnung hat. Die volle Leidenschaft, der volle Brand eines Erstlingsfilms ist heilig und nicht reproduzierbar.» Gerade der Semi-Dilettantismus verleiht dem Film *Du mich auch* seine unnachahmliche Aura und macht ihn zur cineastischen Perle, die mit Jean-Luc Godards *Außer Atem* (1959) verglichen wird. ■

Foto: nurmalso/photocase.de

Du mich auch von Anja Franke, Helmut Berger und Dany Levy (BRD/CH) 1986, 85 Minuten, FSK: 16, mit Anja Franke und Dany Levy, Musik: Niki Reiser.

Der Film kann bei der *Filmgalerie 451* (www.filmgalerie451.de) über Vimeo für 2,50 Euro gestreamt werden.

Elisabeth Weller ist Literaturvermittlerin und leitet literarische Salons im Literaturhaus Stuttgart: www.elisabethweller.de

EIN PIONIER DER US-MUSIK

von Thomas Neuerer

Charles Ives (20. Oktober 1874 – 19. Mai 1954) darf als der erste genuin US-amerikanische Komponist gelten, mit einer ganz eigenen und modernen Musiksprache. Ives saugte dabei quasi alle Musik seiner Zeit wie ein Schwamm auf, um sie in seinem Werk zu verarbeiten. Er zerlegte sie in kurze Floskeln oder verwendete sie nahezu unverändert, ohne Rücksicht auf Tonalität. Das Ergebnis ist eine Collage von Melodien – zwangsläufig voller Dissonanzen. Kein Wunder, dass sich ihm seine Zeitgenossen verweigerten.

Man mag dabei an Gustav Mahler denken, mit seinem Diktum: «Meine Zeit wird kommen». Tatsächlich hatte Mahler Ives mit Interesse wahrgenommen und plante dessen 3. Symphonie aufzuführen, wozu es nicht mehr kam, da Mahler verstarb.

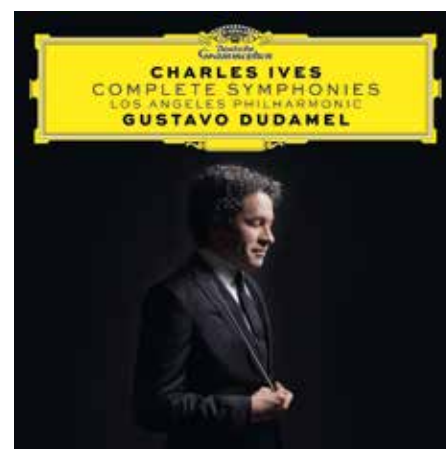
Seine 1. Symphonie tat Ives in späten Jahren als akademisch ab. Zwar ruht das Werk noch ganz im späten 19. Jahrhundert, sprüht allerdings bereits vor originellen Einfällen und Wendungen. Eine Nähe zu Dvorak, was Besetzung und Melodik angeht, ist nicht von der Hand zu weisen. Insbesondere der 2. Satz mit seinem Englischhorn-Solo ist Dvoraks Neunter verbunden.

Die 2. Symphonie beginnt mit Paraphrasen und Variationen der US-Hymne. Die folgenden Sätze mit teils marschartigen Themen beziehen sich auch zitatweise aufeinander. Der Schlusssatz dieser fünf-

sätzigen Symphonie entwickelt sich mit melodischen Überschneidungen und zunehmend forcierten Klangballungen bis zum finalen, ironischen Dissonanzakkord. – Uraufgeführt wurde diese Symphonie erst 1951 durch Leonard Bernstein und den *New Yorker Philharmonikern*.

Die 3. Symphonie in kammermusikalischer Besetzung bezieht sich mit ihrem Titel «The Camp Meeting» auf die in den USA üblichen ländlichen Treffen Evangelikaler. Ives verwendete hier eine ganze Anzahl protestantischer Hymnen. Die nur dreisätzige Symphonie erlischt mit sanften Glockenschlägen. Sie wurde, auch wenn sie geradezu klassizistisch wirkt, erst 1946 uraufgeführt.

Mit der 4. Symphonie, an der er 15 Jahre arbeitete, überforderte Ives seine Zeitgenossen vollkommen. Das Werk ist für großes Orchester gesetzt, auch Fernchor und Ferninstrumente werden verwendet. Es ist, als kämen Musikkapellen aus verschiedenen Richtungen mit Märschen, Ragtimes, Hymnen aufeinander zu, um schließlich im Tutti chaotisch zu enden. Hier setzt Ives Cluster, Glissandi, Polymelodik, Polyrhythmik ein. Der 3. Satz wirkt nüchtern und puristisch mit seinen fugenartig verarbeiteten Kirchenliedthemen. Ives war mit dem religiö-



sen Musikrepertoire durch jahrzehntelange Tätigkeit als Organist bestens vertraut. Der monumentale Schlusssatz beginnt atonal. Aus Geräuschen entwickeln sich scheinbar orientierungslos Streicherbewegungen über dem Schlagzeug. Das immer mehr erweiterte Orchester irrlichtert durch Melodienfetzen bis im Fortissimo dissonant Holzbläser hinzutreten. Im Blech entwickeln sich Chormuster. Zum vollen Orchester, das sich weiter in Dissonanzen bewegt, tritt der Chor mit einem Kirchenlied, das den Satz abschließt. Der Satz endet – wie begonnen atonal – durch Geräusche im Schlagwerk. Die Uraufführung unter Leopold Stokowski Mitte der 1960er-Jahre erlebte Ives nicht mehr.

Die Live-Aufnahmen der Symphonien mit Gustavo Dudamel und den *LA Philharmonikern*, die 2020 erschienen, lassen keine Wünsche offen. Das Klangbild ist trocken und natürlich, Orchesterstimmen wie auch der Chor lassen sich im Einzelnen gut verfolgen. Das Orchester folgt seinem Chefdirigenten präzise. Selbst feinste Details werden liebevoll herausgearbeitet. Orchester und Chor setzen Maßstäbe. Eine zeitgemäße Interpretation von Ives' Symphonik. Und eine Empfehlung für alle, die diesen Komponisten bisher nicht kannten. ■



IN DEN FALLSTRICKEN DER SPRACHE

von Albert Vinzens

Im folgenden Beitrag verwende ich aus Gründen der besseren Lesbarkeit einheitlich das generische Maskulin. Sollte der Beitrag von Schreibern oder Fahrlehrern handeln, sind alle Männer und Frauen sowie sämtliche anderweitige Geschlechteridentitäten gemeint, die diesen Beruf ausüben. Zu meiner Person stelle ich voran, dass ich männlichen Geschlechts bin, weiße Hautfarbe habe und in fester Beziehung mit einer Frau lebe. (Es sollte hier zudem erwähnt sein, dass dieser Beitrag die Gedanken des Autors widerspiegeln, nicht aber zwingend auch jene der gesamten Menschen in der Redaktion.)

Kürzlich beobachtete ich eine Amsel im Garten, wie sie mit ihrem knallgelben Schnabel energisch Blätter hinter sich auf den Boden warf. Über ihre fast rabiatischen Bewegungen musste ich schmunzeln. Typisch für die Amsel, dachte ich. Doch Moment mal, eine Amsel mit gelbem Schnabel ist doch gar keine Sie, sondern ein, ja bitte, ein Was? Natürlich, ein Amselmännchen. Doch sprachlich ist da der Wurm drin. Mein Schmunzeln erstarrte. Trotz intensiven Überlegens fiel mir für diese Vogelart aus der Familie der Drosseln kein «politisch korrekter Name» ein. Eine Notlösung wäre die sächliche Grundform «Ams», daraus abgeleitet die weibliche Form «Amsin» oder «Amselin»

und die männliche Form «Amser» oder «Amserich». Damit wäre der Name der Amsel gründlich verunziert und obendrein müssten wir auf einige der schönsten Vogellieder verzichten. Alle Vögel sind schon da, schön, doch die Amseriche und Amse-linnen würden wir rausstreichen. Da ist die Sache mit «das Pilot» vergleichsweise simpel und schmerzfrei, nämlich «Pilot» (sächlich), «Pilotin» (weiblich) und «Piloterich» (männlich).

Bei der Genderfrage redet inzwischen sogar der Papst mit. Das macht alles noch komplizierter. Befriedigende Lösungen gibt es kaum. Kürzlich hörte ich von einem Filmteam, das mit Enthusiasmus in einem

Schulzimmer gedreht hatte. Im Film ging es um eine pädagogische Fragestellung aus dem Schulalltag. Als die Sequenz abgedreht war, wurde sie, wie vorher besprochen, an eine Universität in England geschickt, wo man auf das Material gewartet hatte, um es für wissenschaftliche Studien auszuwerten. Die Verantwortlichen schickten den Streifen sofort zurück mit der Begründung, die Sache sei nicht gegendert. Auf dem problematischen Streifen hatten sich nämlich viermal die Jungs gemeldet – vermutlich, weil sie sich an diesem Vormittag plötzlich wie kleine Filmstars vorkamen – und nur ein einziges Mädchen. Entweder müsse die Szene neu gedreht werden und diesmal mit paritätischen Wortmeldungen, oder das Thema sei für die Uni in England unbrauchbar.

Manchmal genügt ein aus Gender-sicht unkorrektes Wort und schon geht der Streit los. Überall Geschlechterkampf – von der Amselin über den Piloterich bis zum gendergerechten Yoga. Unlängst wurde auf Twitter die Frage diskutiert, ob anstelle von «Bürgermeister» nicht der Begriff «Bürger_innen_meister» stehen müsste, weil es ja nicht nur Bürger, sondern auch Bürgerinnen gebe. Bingo. Nun gibt es allerdings nicht nur den «Bürger_innen_meister» von Jerusalem, Mosche Leon, sondern auch die «Bürger_innen_meisterin» der Stadt Syke, Suse Laue. Die Mehrzahl aller existierenden Bürgermeister müsste dann «Bürger_innen_meister_innen» lauten. Die buchstäbliche Verteilung dieses Wortes ist nicht lebens-tauglich. Wie sollen die Dichter mit solchen Wörtern Gedichte schreiben?! Dennoch, wie konnten wir die Nuancen übersehen, die das Wörtchen «Bürgermeister» in sich hat?

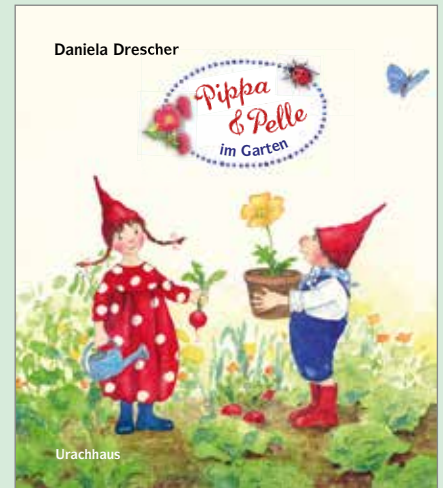
Die Möglichkeiten des Genderns sind unerschöpflich und werden begeistert, manchmal auch fanatisch durchgespielt. Der folgende Songtext des Rappers Cro, dessen Videoclips im Netz von zig Millionen angeklickt werden, hat es in sich: «Baby, bitte mach dir nie mehr Sorgen um Geld», heißt es da, «gib mir nur deine Hand und ich kauf dir morgen die Welt. Egal wohin du willst, wir fliegen um die Welt. Hauen sofort wieder ab, wenn es dir hier nicht gefällt.» Wer die holprigen Reime für eine gewöhnliche Liebesschmonzette hält, outet sich und wird von der Wissenschaft widerlegt. Denn inzwischen haben sich Studierende der Berliner Humboldt-Universität Cro Verse vorgeknüpft. Schlimmes werfen sie dem Rapper vor: Diskriminierung, Rassismus, Sexismus, Aggression gegen lesbische und schwule Personen. Schon «Baby» ist für die Wissenschaftler aus Berlin ein No-Go. Ich staune. Cro halte sich für überlegen und signalisiere, wenn er «Baby» singt, den typischen Habitus des überlegenen weißen Mannes. Ich bin überfordert. Doch damit nicht genug, Cro transportiere das stereotype Bild der idealisierten heterosexuellen Beziehung, in der der Mann das Geld verdient und die Frau nichts anderes zu tun hat als schön zu sein und dem Mann zur Verfügung zu stehen. Widerlich, dieser Song – die Wissenschaft hat mich überzeugt.

Innerhalb der Genderlinguistik sind die Sprachen westlicher Zivilisationen schon vor Jahrzehnten als Männersprachen entlarvt worden. Das Thema ist weiterhin virulent. Die wissenschaftliche Dekonstruktion von Cro Rapsong verließ den Elfenbeinturm der Forschung und drang in die Alltagswelt vor. Nachdem das Urteil der Humboldt-Universität gefallen war, wollte die Studierendenvertretung der Universität Bielefeld Cro wegen seiner «sexistischen und von Gewaltphantasien geprägten» Texte das Handwerk legen. Sie versuchte, einen von anderen Studierenden längst geplanten Auftritt des Rappers auf dem Gelände zu verbieten (vor Corona, versteht sich). Das gab mächtig Ärger. Der Auftritt fand zwar statt, doch die gegenderten Feinde konnten erwirken, dass Cro, dem neben den oben genannten Defiziten nun auch noch «Transfeindlichkeit» vorgeworfen wurde, weil er die Liebe des Mannes zur Frau anderen sexuellen Ausrichtungen bevorzuge, auf dem Unicampus vorerst nicht mehr auftreten darf.

So richtig ohne große Probleme ist bis jetzt wohl erst die Sache mit der Pilotin und dem Piloterich gegendert worden, wenigstens so lange, wie wir keinen Piloten zu seiner neuen Berufsbezeichnung befragen. Wie auch immer, ich möchte auch in Zukunft gerne von Amseln sprechen, wenn mich in der Abenddämmerung der Gesang dieser Vögel verzaubert. Doch deshalb soll noch lange nicht alles beim Alten bleiben. Die Sprachen gehören zu den wichtigsten Kulturtechniken. Am Beginn des Genderns steht das Bewusstsein für die Ausgewogenheit im Gebrauch männlicher und weiblicher Wortwendungen. Auch wenn es Interessanteres gibt als sich mit Sternchen, Unterstrichen und dem Binnen-I auseinanderzusetzen, verlangt der Unterschied zwischen den sozialen Geschlechtern im Hinblick auf Lebensbedingungen, Bildung, Fähigkeiten, Interessen, Berufe, Entlohnung, Wertschätzung mehr als bloße Lippenbekenntnisse und Wortklaubereien. ■

Albert Vinzens (www.vinzens.eu), aufgewachsen in den Graubündner Bergen, ist Schriftsteller und lebt in Kassel. Wer auf scheinbar Unscheinbares im Alltag achtet, kann Erstaunliches entdecken. Dieser und weitere Beiträge handeln von solchen Entdeckungen.

Foto: Fotoline / photocase.de



Raus in die Natur!

Im Frühling sind Pippa und Pelle fleißig! Sie graben, säen, gießen – und bald wachsen Möhren, Spinat, Radieschen und leuchtend rote Erdbeeren auf ihren Beeten. Zusammen mit Bienen, Schmetterlingen und Schnirkelschnecken freuen sie sich an der bunten Vielfalt ihres Gartens.

Daniela Dreschers fröhlichem Wichtelpaar gehören schon längst die Herzen von Kindern, Eltern und Erzieherinnen. In diesem fünften Band der Reihe sind sie so unwiderstehlich wie die lachende Sonne im Frühling ...



Daniela Drescher
Pippa und Pelle im Garten
 12 Seiten, unzerreißbare Hartpappe
 Format: 14 x 16 cm | ab 2 Jahren
 € 8,- (D) | ISBN 978-3-8251-5109-6

 **Verlag Urachhaus**
www.urachhaus.com



DIE AUSREISSER

gelesen von Simone Lambert

Es ist Herbst. Der Großvater liegt mit einem Oberschenkelhalsbruch und Herzproblemen auf der Krankenstation und tyrannisiert die Schwestern. Sein Enkel, der etwa zehnjährige Ich-Erzähler, besucht ihn heimlich. Großvater ist nicht wie alle anderen, er ist groß, stark, dick und dickköpfig. Und frech. Er wird leicht wütend und regt sich auf. Allen anderen ist das lästig, doch seinem Enkel gefällt es, weil das Leben dadurch spannender wird.

Aber Großvater wird immer dünner und schwächer. Die beiden planen auszureißen, denn der Großvater will noch etwas erledigen. Tatsächlich gelingt es seinem Enkel, ein Ausflug-Wochenende zu organisieren, ohne dass seine Eltern erfahren, wohin es wirklich geht: mit der Fähre in die Schären, zum Haus der Großeltern.

Das heimliche Abenteuer bringt beide einander nahe, zeigt aber auch, wie gebrechlich der Großvater inzwischen ist. Der führt das Kommando, sein Enkel spurt, beide haben Spaß, wenn sie miteinander schimpfen. Für den Großvater ist es eine Reise in die Vergangenheit, für den Enkel das intensive Erlebnis, verantwortlich zu handeln und dem Opa nah zu sein. Angesichts des letzten Glases eingemachter Preiselbeeren seiner Frau wird der Großvater philosophisch. Er wird es langsam, bis zur Neige, auskosten.

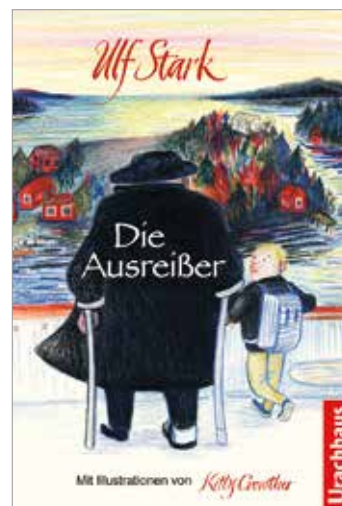
Nach dem Ausflug ist der Großvater verwandelt, von Woche zu Woche wird er friedlicher und schwächer. Er sehnt sich nach seiner verstorbenen Frau und wünscht sich, nicht mehr zu fluchen und Worte zu lernen, mit denen er ihr dereinst im Himmel seine Gefühle besser ausdrücken kann. Auch hier hilft ihm sein Enkel – mit dem Wörterbuch des Vaters.

Das Ende naht und der Junge begleitet es verständnisvoll, pfiffig und entschieden. Zwischen Ernsthaftigkeit und robustem Humor bewegt sich die Geschichte; meisterhaft verbindet Ulf Stark atmosphärisch intensive Erlebnisse mit tiefen Betrachtungen und Poesie – konsequent aus der Perspektive des Jungen erzählt. Der macht die Erfahrung, dass Lügen notwendig sein können, wenn man das Richtige tun will. Und dass die Wahrheit

manchmal niemand wissen will. Das Kind trauert auch; im Bus und in der Schule muss er weinen, er macht sich Sorgen, fühlt sich manchmal überfordert, er träumt. Stark schildert das alles einfühlsam, doch auch mit der ihm eigenen Nüchternheit, die die Interessen von Erwachsenen und Kindern gleichstellt.

Kitty Crowther hat die Geschichte mit Buntstift illustriert. Manches ist durchscheinend zart, dazu setzt sie harte Striche und lineare Konturen. Es sind markante Zeichnungen, die dem kantigen Charakter des Großvaters entsprechen. Am eindrucksvollsten ist das Bild vom Schärenaufenthalt, das den Höhepunkt der Geschichte, das unvergessliche Wochenende, bebildert. Crowthers Bilder geben sich den Anschein von Kinderzeichnungen und vermitteln dabei souverän die Kraft, den Humor und die Atmosphäre der Geschichte. Ebenso wunderbar und kongenial hat Birgitta Kicherer das Buch übersetzt, jedes Wort stimmt.

Dies ist das allerletzte, vielleicht das beste Buch des 2017 verstorbenen, großen Ulf Stark. Seine lebenskluge, warmherzige Geschichte über den Tod wurde in Schweden für den August-Preis nominiert. *Die Ausreißer* sind nicht nur spannende Lektüre, sondern ein Erlebnis der letzten großen Fragen – vielleicht nah an der eigenen Erfahrung geschrieben. Was für ein Abschied. ■



Ulf Stark
Die Ausreißer

Illustriert von Kitty Crowther
Übersetzt von Birgitta Kicherer

128 Seiten, gebunden, 16,- Euro
ISBN 978-3-8251-5221-5
Verlag Urachhaus
(ab 8 Jahren)

Auch als eBook erhältlich

APRIL- LAUNE



von Bärbel Kempf-Luley und Sanne Dufft

«Die Sonne scheint!», ruft Nora. Tatsächlich. Die Sonne blendet so, dass wir blinzeln müssen. Sogar Lucy legt ihren Buntstift nieder, mit dem sie seit anderthalb Stunden ein Bild für den Kunstunterricht malt.

«Können wir rausgehen, Oma?», fragt Nora hoffnungsvoll. Wieder einmal sitzen wir mit Schulheften und Arbeitsblättern am Tisch. Ich schaue auf die Uhr. Es geht bereits auf Mittag zu und die Aufgabenliste ist noch lang. Mein Blick wandert vom strahlend blauen Himmel zu den erwartungsvollen Mädchen. «Ja, unbedingt!», sage ich.

Der Garten scheint wie verzaubert. In der Früh hat der Regen aufs Dach getrommelt und nun lässt die Sonne Abertausende von Regentropfen an den Bäumen und Sträuchern wie Diamanten funkeln. «So ein launisches Wetter!», sage ich und Nora nickt: «Richtiges Aprilwetter.» Dabei ist es noch gar nicht April. Die Wiese im Garten ist zu einer Seenlandschaft geworden. Unser Blick fällt auf den Ball, der in einer Riesenpfütze hin- und herschaukelt. Gerade noch rechtzeitig rufe ich: «Wir müssen Gummistiefel anziehen!» Und schon waten wir durch Wasserlachen und Matsch und es spritzt und platscht. Dass wir nass werden, stört uns kein bisschen.

Wir sind so beschäftigt mit dem Ball, dass wir nicht merken, wie dunkel der Himmel inzwischen wieder geworden ist. Bis ein krachender Donner uns zusammenzucken lässt. Wir schauen uns an. Nora zuckt mit den Schultern. «Aprilwetter!» – «Schnell rein», kann ich gerade noch rufen, bevor es stürmt und wieder regnet.

In der Küche fällt mein Blick auf die große Uhr an der Wand und ich erschrecke. So spät? Oh je, ich wollte doch ein Mittagessen fertig haben, wenn Mama kommt. Und die Aufgabenliste ist auch kaum kürzer geworden. Trotzdem brauchen wir erst einmal trockene Kleider.

Lucy malt weiter. Sonst spazieren ihre Gedanken oft hierhin und dorthin, aber heute malt sie schon den ganzen Vormittag hingebungsvoll und voller Geduld. Nur in mir breitet sich eine gewisse Ungeduld aus. «Lucy», sage ich vorsichtig, «du

solltest jetzt mal deine anderen Aufgaben machen.» Lucy malt. «Lucy?» Sie malt weiter. «LUCY!» – «Ja, gleich.» Sie antwortet, ohne aufzublicken.

Mir fällt die Wäsche ein. Nora und ich wollten etwas für Mama tun, weil sie immer so viel Arbeit hat. In meinem Kopf sind plötzlich 1000 Dinge gleichzeitig: Wäsche, Mittagessen, Aufgaben ...

«Lucy, du fängst jetzt bitte mit Deutsch an!», sage ich und erschrecke etwas über den scharfen Ton in meiner Stimme. Diesmal schaut Lucy mich an. Und Nora ebenfalls. «Ich fange jetzt an zu kochen und ihr macht noch eine Aufgabe fertig.» Ich versuche es etwas sanfter, aber es gelingt mir nicht. Nora kaut auf ihrem Stift, ich beginne Kartoffeln zu schälen. «Oma, ich versteh das nicht!», sagt sie. Gleichzeitig fragt Lucy etwas. Und plötzlich habe ich richtig schlechte Laune.

Noras Miene ist finster, Lucys Mundwinkel sind nach unten gezogen. Ich schaue nach draußen in den grauen Himmel. Und plötzlich bohrt sich ein Sonnenstrahl durch die Wolkendecke. Ich seufze. «Tut mir leid. Ich habe wohl auf einmal schlechte Laune bekommen», sage ich und setze mich zu den Kindern. «Ja, Oma. Richtige Aprillaune!», bestätigt Nora. Da fällt mir etwas ein. «Habt ihr eigentlich schon mal jemanden so richtig in den April geschickt? Ihr wisst schon, 1. April!» Die Mädchen schauen sich an und schütteln die Köpfe. «Also ich habe da eine Idee!», sage ich. Wir schieben die Aufgabenliste weg, die Kartoffeln bleiben ungeschält und wir denken uns einen richtig guten Aprilscherz aus. Den verraten wir aber nicht. Nur, dass wir dabei richtig gute Laune haben. ■

Bärbel Kempf-Luley arbeitet als Buchhändlerin bei Kunst und Spiel in München und schreibt seit ihrem 11. Lebensjahr. Im Verlag Urachhaus erschienen ihre Bücher *Mensch Oma!* und *Mensch Oma! Ich bin doch schon groß* mit den Illustrationen von Sanne Dufft, die mit ihrer Familie in Tübingen lebt und ihre eigenen Bücher sowie jene Geschichten, die sie inspirieren, illustriert: www.sanne-dufft.de

SOHANNA GEHEN

von Konstantin Sakkas

Die 12-jährige Helena Zengel begeistert an der Seite eines gewohnt großen Tom Hanks in einem anrührenden Western-Drama.

Mit *Systemsprenger* wurde Helena Zengel in Deutschland ein kleiner Star. Nun ist die Zwölfjährige aus Berlin auf dem besten Weg zu internationalem Ruhm. Für die Rolle der Johanna Leonberger, die bei Indianern aufwächst und vom umherziehenden Journalisten Kyle Kidd (Tom Hanks) gerettet wird, war sie für den diesjährigen Golden Globe als beste Nebendarstellerin nominiert. Den gewann zwar am Ende Jodie Foster für ihre Rolle in *The Mauritanian*, doch dafür könnte es noch für einen Oscar reichen, für den sowohl Helena Zengel als auch *Neues aus der Welt* nominiert sind.

Dabei ist der eigentliche Held des Films Kidd, väterlich, vom Leben gegerbt, aber feinsinnig, der seinem analphabetischen Publikum das Neue aus der Welt vorliest und dem Johanna in die Arme läuft. Das blonde, blauäugige und zutiefst verstörte Mädchen spricht kein Englisch, sondern die Sprache der Kiowa – und ein paar deutsche Brocken (deutsche Hochadelige hatten 1850 die verrückte Idee, Texas mit ihren Landsleuten zu besiedeln). Kiowa haben sechs Jahre zuvor ihre Eltern ermordet und die Kleine adoptiert. Dieses Captivity narrative ist Thema des Romans *News of the World* von Paulette Jiles von 2016 – der Vorlage zu diesem Film von Paul Greengrass.

Johanna alias Cicada (so ihr Kiowa-Name) hat die Lebensweise der Native Americans vollkommen angenommen. Mit Händen und Füßen sträubt sie sich gegen ein Leben als Weiße. Auch Kidd ist von seiner neuen Rolle nicht begeistert und versucht, Johanna loszuwerden. Den Zuschauer erinnert das ein wenig an den Beginn von *Leon der Profi*, so wie überhaupt Helena Zengel die nächste Natalie Portman werden könnte. Dem Ehepaar in Wichita Falls, dem Kidd die Kleine überlassen will, rennt Johanna mitten in der Nacht davon, und so entschließt sich Kidd, Johanna selbst ins 400 Meilen entfernte Castrovilla zu bringen, wo Verwandte von ihr leben.

Der Film ist sichtbar eine Parabel auf die Gegenwart. Wir schreiben das Jahr 1870. Der Bürgerkrieg liegt gerade fünf Jahre zurück, und noch immer sind die USA ein gespaltenes Land. In Texas huldigt man der lost cause der Konföderierten. Als Kidd seinen Zuhörern die Nachricht über die Ratifikation des 13. Verfassungszusatzes (die Aufhebung der Sklaverei) durch Texas aus der Zeitung vorliest, erntet er Buhrufe. Auf ihrer Reise geraten Johanna und er in die Hände einer separatistischen Miliz. Als deren Chef Farley (Thomas Francis Murphy) Kidd nachts erschießen will, tötet ihn Johanna mit Kidds Schrotflinte. Der Wildfang wird zur Heroine.

Noch manches Abenteuer bestehen Kidd und Johanna, die ihren Beschützer



mehr und mehr als Vaterfigur annimmt und ihm sogar ein paar Worte Kiowa beibringt. Ergreifend ist die kurze Rückkehr zur Hütte ihrer Eltern: Dort stehen immer noch die blutverschmierten Betten, in denen sie einst erschossen worden waren. «Du musst das nicht machen. Sie sind nicht mehr da», ruft ihr Kidd zu. Die Kleine aber, die ihren eigenen weißen Namen nicht versteht, aber Kidds Worte wohl begriffen hat, antwortet: «Sohanna gehen» – und geht hinein.

Spätestens in dieser Szene fühlt man, dass die großen Erwartungen, die durch die Nominierungen auf Helena Zengel ruhen, nicht unbegründet sind. Der Film *Neues aus der Welt* buchstabiert zwar die großen politischen Themen von heute aus, von female empowerment bis Lokaljournalismus – doch sein Hauptmotiv ist uralte: die Schicksalsgemeinschaft zwischen dem Mann als väterlichem Beschützer und dem Mädchen als unbändige Kämpferin. Ihr vor allem setzt dieser Film ein einfühlsames (und mit herrlichen Panoramen beglückendes) Denkmal. ■

Neues aus der Welt (Regie: Paul Greengrass, Drehbuch: Paul Greengrass, Luke Davies, Kamera: Dariusz Wolski, Musik: James Newton Howard) ist seit dem 10. Februar auf Netflix abrufbar.

Den Trailer finden Sie unter www.kino.de/film/neues-aus-der-welt-2020/

GEBLÜMTE EIER SIND NICHT NUR ZU OSTERN SCHÖN

von Kathrin Bender

Sie benötigen:

- gepresste Frühlingsblüten oder Grün
- hart gekochte Eier
- natürliche Ostereierfarbe aus Gewürzen und Gemüsen
- Essig
- alte Töpfe
- feines Sieb

Fast zu schön zum Ditschen! Ostereier mit echten Blümchen sind eine schöne Alternative zu herkömmlichen Färbereien und verleihen dem Ostertisch ein besonders frühlingshaftes Ambiente. Und natürlich sind sie nicht nur an Ostern ein Blickfang auf dem Frühstückstisch.

Die Eier werden hart gekocht und gefärbt. Zum Färben der Eier eignen sich natürliche Färbemittel wie Kurkuma, Rotkohl, Brennnessel, Rote Beete, Holunderbeerensaft oder Spinat sehr gut. Das Gemüse wird dazu mit Wasser im Verhältnis von ca. 250 g auf 1 Liter gekocht. Nach ca. 30 Minuten Kochzeit wird der Gemüsesud durch ein feines Sieb abgeseiht, das Essbare zur Seite gestellt und das Farbbad mit einem Schuss Essig versetzt.

Das Abseihen ist wichtig, damit sich keine Stückchen mehr in der Farbe befinden, die sich nachher auf den Eiern festsetzen und unschöne Flecken hinterlassen.

Nun werden die Eier für einige Minuten in den Sud gegeben und regelmäßig gewendet.

Das Färben mit Naturfarben bringt dezentere Farbtöne hervor als konventionelle Eierfarbe. So kommen die Blumen besser zur Geltung. Nachdem die gewünschte Tönung im Farbbad erreicht ist, werden die Eier herausgenommen, kurz abgetropft und die gepressten Blumen dann direkt auf die feuchte Farbe «aufgeklebt». Hierzu eignen sich besonders feine Blüten und Blätter, da sie sich besser an die runde Form des Eis anpassen.

Aufgepasst bei hellen Blüten: Diese nehmen unter Umständen die frische Farbe an und verfärben sich. In diesem Fall die



gefärbten Eier trocknen und dann die Blüte mit ganz wenig Wasser ankleben.

Falls der eigene Garten oder Balkon noch nicht viel Blütenhergibt: Einige Tage vor Ostern einen Spaziergang in die Umgebung unternehmen und die passende Blüten am Wegesrand sammeln und pressen.

Tipp: Es ist natürlich wenig nachhaltig, Gemüse nur zum Eierfärben zu benutzen und es anschließend zu entsorgen. Daraus lässt sich eine leckere Suppe oder ein Eintopf machen.

Blüten und Blätter in den verschiedensten Formen und Farben schenkt uns die Natur – und wir können für kurze Momente staunen, was alles sprießt und wächst. Oder wir bewahren uns das Staunen und machen es wie die Designerin, Illustratorin und leidenschaftliche Gärtnerin Kathrin Bender, die eine der ältesten Techniken, das Blütenpressen, wiederentdeckt hat und aus den Blüten und Blättern im Zusammenspiel mit anderen Materialien wunderschöne Kreationen fürs eigene Zuhause, als Geschenk für Freunde oder als verführerische Dekoration für Hochzeiten und andere Freudenfeste entstehen lässt.



Kathrin Bender
Veilchen, Farn & Ringelblumen
Gestalten mit gepressten Pflanzen

Mit Fotos von Jean-Marie Engel

166 Seiten, gebunden, durchgehend
farbig, mit Anleitungen
24 Euro, ISBN 978-3-7725-2933-7
Verlag Freies Geistesleben

Unser SUDOKU im April

Einsame Hunde

schwer

8				7	6	4		
2								
9						5	8	1
	4	6	5					
					7	2	4	
3	7	2						5
								6
								4

Aus «Mehr einsame Hunde», hrsg. von Jean-Claude Lin

Der Regel nach ist das Lösen eines Sudokurätsels denkbar einfach: Setze in jedes leere Feld eine Zahl von 1 bis 9, sodass in jeder Zeile und jeder Spalte und jedem der 3 x 3 Quadrate die Zahlen 1 bis 9 nur einmal vorkommen.

Lernen Sie auch die Bücher aus der Reihe *Einsame Hunde*. *Die schönsten Sudokus aus Japan* kennen, die im Verlag Freies Geistesleben erschienen sind! www.geistesleben.de

2	5	9	1	8	6	4	3	7
4	3	7	2	9	5	8	6	1
1	8	6	3	4	7	2	9	5
7	9	4	6	1	2	3	5	8
8	1	2	5	3	4	9	7	6
3	6	5	9	7	8	1	4	2
5	2	3	4	6	1	7	8	9
6	4	8	7	2	9	5	1	3
9	7	1	8	5	3	6	2	4

Lösung SUDOKU März

PREISRÄTSEL Mensch und Musik

Philosophie, Wissenschaft, Kritik. Päpste, Fürsten, Diktatoren. Seit es Musik gibt, wird über sie gesprochen und geschrieben. Wird über sie nachgedacht, sie beurteilt und sie manchmal auch instrumentalisiert. Meist versuchen diese Kommentare dabei, die Art der musikalischen Gestaltung beschreibend zu erschließen und unterschiedlichsten Aspekten des qualitativen Was sowie des normativen Wie von Musik mal forschend, mal fordernd nachzugehen. Fast alle aber eint die Frage nach dem Stil.

«Stil ist die Eigenschaft eines Werkes und beruht auf natürlichen Bedingungen, die den ausdrücken, der ihn hervorbrachte.» Auf wenig andere treffen diese Worte des Zeitgenossen Arnold Schönberg deutlicher zu, als auf den am 23. April 1891 im heute ukrainischen Sonzowka als Sohn eines Gutsverwalters geborenen russischen Komponisten, dessen künstlerisches Können bereits in Jugendjahren Beachtung fand und der sich durch seine ungemeine Produktivität wie durch stilistische Vielfalt auszeichnete. Das breitgefächerte Œuvre des famosen Pianisten, das nach eigener Aussage vier Grundlinien folge – einer klassischen, einer modernen, einer motorischen und einer lyrischen – reicht von avantgardistischen Arbeiten wie der *Skythischen Suite op. 20* bis zu der konsequent neoklassizistischen *Symphonie classique op. 25* oder der *Siebten Klaviersonate op. 83*.

Deutlich zeigen sich dabei jene bisweilen harten stilistischen Brüche, die auch das Leben des eleganten doch nicht ganz freiwilligen Weltbürgers mit Stationen in Sankt Petersburg, den USA, Paris und dem bayerischen Ettal durchzogen. Seit 1936 wieder zurück in der veränderten sowjetischen Heimat, war es von nun an die erdrückende stalinistische Kulturdoktrin, die kompromisslose Anpassung und große stilistische Wandelbarkeit in der Musik wie im Leben forderte. Selbst den Tod am 5. März 1953 überschattete das taggleiche Ableben Stalins und fand kaum Beachtung der Zeitgenossen – und noch weniger Blumen für sein Grab, weil alle sie für den Diktator kauften und es dann keine mehr für den Künstler gab.

Bis heute viel beachtet hingegen sind einige seiner Werke, die in diesen schwierigen letzten Jahren entstanden, darunter auch jenes wohl bekannteste *Sinfonische Märchen für*

Kinder op. 67, das durchaus als Inbegriff pädagogischer Musik gelten darf und seit dieser Zeit vielen den Einstieg in das Sprechen über Musik erst ermöglichte. Gespräche über deren eigentümliches Wesen, über gestaltete Schönheit – und über die Veränderlichkeit von Stilen. Denn schon der diesmal Gesuchte erkannte: «Wenn ein Komponist erklärt, er hätte endlich seine eigene Sprache gefunden, in der er sich nun äußern wolle, beginnt er augenblicklich, sich zurückzuentwickeln.» ■

Sebastian Hoch

Lösungswort:

Das Lösungswort senden Sie bitte an:

Redaktion *a tempo*

Landhausstraße 82 | 70190 Stuttgart

oder an: raetsel@a-tempo.de

Einsendeschluss ist der 24. April 2021 (Datum des Poststempels; der Rechtsweg ist ausgeschlossen). Die Gewinner und Gewinnerinnen werden schriftlich benachrichtigt.

Unter den richtigen Einsendungen verlosen wir 5-mal den Roman *Das unsterbliche Klavier* von Avner und Hannah Carmi.

WENN'S DAS LEBEN FORDERT ...

von Renée Herrnkind

Frieda und Ole sind 12 und 14. Ihr Alltag ist geprägt von Pflichten, jammern sie allzu oft. Schule, Hausaufgaben, Prüfungsvorbereitungen, Haushaltsjobs, manchmal schlicht «too much». Und dann noch die Tiere. Klar, Hunde, Katzen, Hasen, Hühner, Pferde, Ziegen gehören zur Familie und sind ziemlich beste Freunde. Aber auch die wollen – nein: müssen! – versorgt werden.

Viermal in der Woche kommen die Geschwister mittags als erste nach Hause. Dann ist die Aufgabenverteilung klar. Unabhängig von Wetter, Jahreszeit, Lust und Laune brauchen die Pferde Heu, die Ziegen Wasser, die Hasen ihre Möhre, der Hund Zuwendung und die Katze einen Dosenöffner.

Wie gut, dass Mischlingshund Nico bereits freudig schwanzwedelnd an der Tür steht, um die beiden Heimkehrer zu begrüßen. Das macht er immer – ganz unabhängig von Schulnoten, Markenklamotten, der Trefferquote beim Fußballspiel oder der Bestweite beim Springen. So zaubert er den zweibeinigen «Pubertieren» schon mal ein Lächeln ins Gesicht. Und dann kommt auch noch Miss Whoopy, die zugelaufene schwarz-weiße Katze, schnurrend um die Ecke und streicht Frieda um die Beine. Aus dem Pferdestall blubbern die Haflinger mit prustenden Lippen, die Ziegen drängeln vor dem Gatter und selbst die Hühner gackern aufgeregt am Zaun.

Ole schlüpft gleich in die Gummistiefel, macht den Ziegen den Zugang zur Wiese auf, kontrolliert den Wasserbottich und wirft Nico das Lieblingsspielzeug. Gemeinsam toben sie über die Gartenwege. Frieda schüttelt den Pferden das Heu auf, streichelt über die weichen Nüstern und

steckt Muckel und Nuckel zwei Möhren durch den Draht in den Hasen-Auslauf.

Nach 20 Minuten treffen sich Bruder und Schwester mit Nico und Miss Whoopy in der Küche. Die Rucksäcke mit den Hausaufgaben stehen in der Ecke, die großen Pizzateller auf dem Tisch. Aus dem Backofen riecht es schon verführerisch, denn das Mittagessen war vorbereitet. Aber erst verlangt Whoopy nach ihrem Futter. So ein Katzentag besteht schließlich selbst in diesem vielfältigen Tierparadies vor allem aus Schlafen und Fressen.

Apropos Tagesablauf – Struktur und Rhythmus werden in der Familie weitgehend von den Tieren bestimmt. Das ist Sachzwang und sinnvoll zugleich. Deshalb stellen es selbst manchmal ebenso nervige

wie genervte Jugendliche nicht infrage. Um Spülmaschine ausräumen und Bad putzen gibt es Diskussionen, Vermeidungsstrategien, Tauschangebote der Dienste. Wegen der Viecher wird nicht gefeilscht.

Warum eigentlich nicht? «Das sind Lebewesen», erklärt Ole leicht irritiert auf diese Frage. «Die brauchen unsere Aufmerksamkeit. Wir sind für sie verantwortlich und müssen sie versorgen, egal ob Matschwetter oder Hitzestau», ergänzt Frieda. Und seufzt augenrollend: «Außerdem ist es einfach gut für meine Stimmung, wenn alle am Heu rumknorbelseln oder die Ziegen sich zum Wiederkäuen ganz gechillt hinlegen.» Na damit ist ja alles gesagt – und die Pflicht nicht nur erfüllt, sondern erfüllend. ■



Renée Herrnkind (www.facebook.com/renee.herrnkind) teilt ihr Leben mit Hunden, Hühnern, Katzen, Pferden und Ziegen. Die Journalistin beobachtet, wie Kinder vom Kontakt zu den Hütehündinnen profitieren, von Ziegen Grenzen aufgezeigt bekommen oder das Federvieh beim Glucken begleiten. Tierische Lehrerinnen und Lehrer kommen bei den Kindern ganz spielerisch rüber und sind dabei höchst wirksam.

Illustration Franziska Viviane Zobel: www.franziskavivianezobel.net

a tempo Das Lebensmagazin
Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH
Postfach 13 11 22
70069 Stuttgart



SCHENKEN SIE EINEM LIEBEN MENSCHEN – ODER SICH SELBST LESEFREUDE!

- Jahresabonnement** an die unten stehende Rechnungs-/Lieferanschrift zum Preis von Euro 40,- (zzgl. Versand Inland Euro 8,- / Ausland Euro 22,-) für **12 Ausgaben**.
- Geschenk-Abonnement** zum Preis von Euro 40,- (zzgl. Versand Inland Euro 8,- / Ausland Euro 22,-) für **12 Ausgaben**. (bitte auch die abweichende Lieferanschrift angeben). Laufzeit 1 Jahr, keine Kündigung erforderlich!
- Ja, schicken Sie mir bitte eine **Gutscheinkarte** zu meiner Bestellung eines Geschenk-Abonnements

Liefervereinbarung: Die Zeitschrift erscheint 12 x jährlich zum Beginn eines Monats.

Rechnungsanschrift / Lieferanschrift (abweichende Lieferanschrift siehe unten):

Vorname	Name	Straße / Hausnummer	PLZ / Ort
_____	_____	_____	_____

Abweichende Lieferanschrift für das Geschenk-Abonnement:

Vorname	Name	Straße / Hausnummer	PLZ / Ort
_____	_____	_____	_____

Datum	Unterschrift
_____	_____



Sie können Ihre Bestellung auch per E-Mail senden an: abo@a-tempo.de

QR-Code zur Bestellseite

- Wenn Sie ein **Patenschaftsabonnement** zum Preis von Euro 58,- (zzgl. Versand Inland Euro 8,- / Ausland Euro 22,-) abschließen, ermöglicht dies einem anderen Leser, einer anderen Leserin bei Bedarf ein **ermäßigtes Abonnement** zum Preis von Euro 22,- (zzgl. Versand Inland Euro 8,- / Ausland Euro 22,-). Wenden Sie sich an unseren Leseservice: Ulrike Minnich, Tel.: +49 (0)711 2 85 32 28, E-Mail: abo@a-tempo.de

Hinweis: Die Mindestlaufzeit für ein Zeitschriftenabonnement beträgt 12 Ausgaben (Bezugsjahr) und verlängert sich automatisch um ein weiteres Bezugsjahr, sofern es nicht fristgerecht gekündigt wird. Eine Kündigung ist jeweils zum Ende eines Bezugsjahres unter Einhaltung einer Frist von sechs Wochen möglich. Diese Bestellung kann innerhalb von zwei Wochen nach dem Bestelldatum schriftlich widerrufen werden. Die Preise verstehen sich inkl. Mehrwertsteuer.

KLEINANZEIGEN

Kein Risikogebiet! Ursprüngliches Griechenland!
Sonne! Traumhaus am Meer! Natur pur, Ganzjahresziel wilde Mani! 3 FeWos, Tel.: 01 77-3 02 14 76

Italien direkt am Luganersee mit Seeblick!
schöne 3ZiFeWo www.luganersee-seeblick.de

gemeinschaften.de | Tel. 07 7 64/93 39 99 Ökodorf

Ich schreibe Ihre Biografie: Tel.: 0 71 64/9 15 25 85
www.claudia-stursberg.de

Kleinanzeigen können auch per E-Mail:
anzeigen@a-tempo.de aufgegeben werden!
Oder Sie nutzen unser online-Formular unter
www.a-tempo.de/ads.php
Unsere Preise und Mediadaten finden Sie unter:
www.a-tempo.de

Wenn auch Sie inserieren möchten, wenden Sie sich bitte an unseren Anzeigenservice:
Frau Christiane Woltmann: Tel. 07 11/2 85 32 34
oder: E-Mail: woltmann@geistesleben.com

Anzeigenschluss ist der Erste des Vormonats!

Gehört gehört ...

Geschichten von Brigitte Werner über Wut und Freundschaft (*Kotzmotz der Zauberer*), eine rasante Liebe (*Ohwiewunderbarschön. Kabulski und Zilli*), zum Einschlafen und Träumen (*Weißt du auch, was in der Nacht ...*), zum Trost bei Trauer (*Kleiner Fuchs – Großer Himmel*) und über Mut, der alle Unterschiede spielerisch überwindet (*Bommelböhrer und Schnauze*). Gelesen – und hier und da auch gesungen – von der Autorin selbst oder der Schauspielerin Nina Petri sowie mit Musik von Sebastian Hoch.



Doppel-CD | Laufzeit: 141 Minuten
15,90 Euro | ISBN 978-3-7725-2681-7



CD | Laufzeit: 43 Minuten
12 Euro | ISBN 978-3-7725-2689-3



CD | Laufzeit: 51 Minuten
12,90 Euro | ISBN 978-3-7725-2783-8



CD | Laufzeit: 45 Minuten
12,90 Euro | ISBN 978-3-7725-2794-4



CD | Laufzeit: 80 Minuten
15,90 Euro | ISBN 978-3-7725-2796-8

Alle Hörbücher sind im
Verlag Freies Geistesleben
(www.geistesleben.de)
erschienen, im Buchhandel
erhältlich und auch als
AudioBooks in allen Stores.



Engel, wer seid ihr? – Gespräche aus der Mitte des Lebens

Wie staunte Iris Paxino, als sie nach und nach erfuhr, dass jedem Menschen nicht nur ein Schutzengel beisteht, sondern ein ganzer Ring von zwölf Engeln den Menschen durchs Leben begleitet! Und wie beeindruckend schildert sie die Begegnung mit dem eigenen Führungselge!
Mit großer Nähe, Wärme, Umsicht und Anschaulichkeit erzählt sie von ihren Gesprächen mit den vielen Engeln, die uns im Leben begleiten und fördern – schon vor der Geburt und bis weit ins Leben nach dem Tod.

Aus dem Inhalt:

Engel, wer seid ihr? | Die persönlichen Engel des Menschen | Die Schattenengel | Engelwirken im sozialen Gefüge | Engel zwischen Tod und Neugeburt | Die Menschheitsaufgabe der Engelhierarchie | Methodisches

Iris Paxino
Engelstunden
Gespräche mit der Engelwelt.
288 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
€ 22,- (D) | ISBN 978-3-7725-2944-3
www.geistesleben.com
Ab 19. Mai neu im Buchhandel!

Freies Geistesleben
Wissenschaft und Lebenskunst



EIN NEUES SCHIFF

von Karin Kontny (Text und Foto)

Seit Jahren schon hängt dieses Foto an der Wand über meinem Schreibtisch. Erinnert mich an die griechische Halbinsel Mani, auf der ich vor vielen Jahren ein paar Tage verbrachte. Dieses Bild motiviert mich. Bringt mich auf neue Ideen, wenn sich Routine lähmend auf meinen Alltag legt.

Auf der Fotografie: ein alter Opel Kadett Kombi. Weiß und an vielen Stellen vom Rost angefressen. Er parkte damals vor einem verlassenen Einkaufszentrum im Hafen von Kalamata. Auf seinem Dachgepäckträger war mit Gurten und Seilen ein großes Modellschiff festgezurt. Ein leichter Wind bauschte seine Segel. Stolz und wie zum Trotz erhoben sie sich über der Rostkarre, die den Nachbau des Großseglers trug. Als flüsternten sie, flatternd in der warmen Frühlingsluft, dass es immer eine Hoffnung gibt. Auf die nächste Reise, auf einen Neuanfang! Auf ein Licht am Horizont. Auf einen Einfall.

Der Mann, der diese Hoffnung verkaufte, hoffte zunächst einmal auf Geld für ein neues Auto. Darum hatte er in einer betongrauen Bauruine neben dem Einkaufszentrum auf einem Tapeziertisch sein weiteres Warenangebot ausgebreitet. Wenig stand darauf. Drei Schiffe nur. Detailgetreue Nachbauten eines Vier-, eines Zwei- und eines Einmasters aus Holz. Seit der Mann seine Arbeit verloren hatte, baute er diese Modelle. Fuhr sie auf dem Autodach spazieren. Saß von morgens bis abends in der Bauruine und wartete auf Kundschaft. Dabei blickte er aufs Meer. Manchmal legten sich Sonnensprenkel auf sein altes Gesicht. Manchmal peitschte der Wind ihm das salzige Wasser des Meeres in die Augen. Manchmal verirrten sich ein paar Besucher aus dem benachbarten Indoor-Freizeitpark zu ihm. Gelangweilt streiften ihre Blicke seine Schiffe. Keine Animation, keine Action. Kein Trampolin, keine Hüpfburg, kein Bällebad. Obwohl der Mann fast nie etwas verkaufte, kam er jeden Tag wieder ans Meer. Saß. Wartete. Und baute an einem neuen Schiff. Schön blöd, sagten manche, die ihn dabei beobachteten. Er aber, er meinte nur: «Meine Träume schlafen nie!» ■

Vorfreude auf die Mai-Ausgabe



IMPRESSUM

a tempo Das Lebensmagazin
der Verlage Freies Geistesleben und Urachhaus
www.geistesleben.com | www.urachhaus.com

Herausgeber: Jean-Claude Lin

Redaktion:
Jean-Claude Lin (verantwortlich)
Maria A. Kafitz

Gestaltung & Bildredaktion:
Maria A. Kafitz

Redaktionsanschrift:
a tempo | Landhausstraße 82 | 70190 Stuttgart
Tel.: 07 11 / 2 85 32 20 | Fax: 07 11 / 2 85 32 10
E-Mail: redaktion@a-tempo.de
www.a-tempo.de | www.facebook.com/atempo.magazin
[instagram @atempo_magazin](https://www.instagram.com/atempo_magazin)

Anzeigenservice:
Christiane Woltmann | Tel.: 07 11 / 2 85 32 34
E-Mail: woltmann@geistesleben.com

Abonnements & Verkaufsstellen:
Ulrike Minnich | Tel.: 07 11 / 2 85 32 28
E-Mail: abo@a-tempo.de

Ein Jahresabonnement (12 Ausgaben) kostet 40,- Euro
(zzgl. Versandkosten: 8,- Euro Inland / 22,- Euro Ausland).
Die Kündigungsfrist eines Abonnements beträgt sechs Wochen
zum Ende des Bezugsjahres. Einzelheft 4,- Euro zzgl. Versand.

Zudem erscheint *a tempo* auch als ePub-Magazin –
erhältlich in allen bekannten eBook-Shops.

Druck: Druckerei Raisch / Reutlingen

Dieses Magazin wird auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt.
FSC ist ein weltweit anerkanntes Zertifizierungssystem zur
Sicherstellung verantwortungsvoller Waldwirtschaft.

Wir drucken zudem klimaneutral:



Alle Beiträge und Bilder in *a tempo* sind urheberrechtlich
geschützt. Sie dürfen nur mit schriftlicher Genehmigung
weiterverwendet werden.

© 2021 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH

ISSN 2699-2280

Das Glück legt manchmal Eier ...



Ob zuerst Henne oder Ei da war, ist Tanja Berlin inzwischen einerlei. Denn seit Agate, Alma und Adele in ihrem Garten ein Zuhause gefunden haben, ist mit ihnen große Freude und munter gackerndes Leben eingezogen. Da sich durch die drei Zwerg-Cochin-Damen auch noch zahlreiche Kontakte und Freundschaften zu anderen Hühnerhalterinnen und -haltern entwickelten, die ständig Einfälle haben, was man rund ums Huhn alles tun und lassen kann, entstand die Idee zu diesem Buch. Mit herrlichen Fotos werden nicht nur verschiedene Hühnerarten und Menschen porträtiert, sondern es gibt auch zahlreiche Kreativideen rund ums Futter, die Tierhaltung und natürlich auch das passende Ambiente zu Hause.



Tanja Berlin

Zuhause ist, wo meine Hühner sind

Geschichten und kreative Ideen rund ums Huhn

143 Seiten, mit Fotos und Anleitungen sowie Illustrationen von

Kathrin Drissen. | durchgehend farbig, gebunden | € 20,- (D)

ISBN 978-3-7725-2967-2 | www.geistesleben.com

Jetzt neu im Buchhandel!

Freies Geistesleben : Ideen für ein kreatives Leben



Zum 150. Geburtstag am 6. Mai 2021



Viele kennen Christian Morgenstern vor allem als humoristischen Dichter der *Galgenlieder* und als Schöpfer köstlicher Figuren wie Korf und Palmström. Dass er aber auch ein begnadeter Verfasser geistreicher Aphorismen, dramatischer Texte, Übersetzungen und nicht zuletzt Briefe war, ist bis heute viel zu wenig bekannt. In Norwegen begegnete er Henrik Ibsen, dessen *Peer Gynt* er ins Deutsche übersetzte. Als er 1909 in Berlin Rudolf Steiner kennenlernte, entstand eine enge Beziehung zwischen den beiden Geistesgrößen, die für den Dichter von großer Bedeutung war. Diese Anthologie führt in zahlreichen Texten aus sämtlichen Schaffensperioden durch Morgensterns bewegtes Leben. So lernen wir den am 6. Mai 1871 in München geborenen Dichter in seiner ganzen Vielfalt kennen.

Die unvergleichlichen Bilder des in München lebenden Künstlers Quint Buchholz verleihen diesem Jubiläumsband einen zusätzlichen Glanz.

Die Welt und ich. Christian Morgensterns Leben in seiner Dichtung.
Mit Bildern von Quint Buchholz und einem Nachwort von David Marc Hoffmann
144 Seiten, Halbleinen | € 16,- (D) | ISBN 978-3-8251-5279-6 | *Jetzt neu im Buchhandel!*